Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 81 (1940)

Artikel: Marie-Theres
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1008108

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Marie-Theres

Erzählung aus Unterwalden von Josef von Matt.

Abschied.

Was konnte nur geschehen sein? Mitten in der Nacht sah man im Sunnerain-Haus überall Licht; sah in den Fenstern eilige Schatten kommen und gehen. Aber keine Musik wie bei einer Tanzeten, keine übermütigen Jodler waren zu vernehmen. Nur dann und wann hörte man aus dem Stall das Brüllen einer Kuh, als hätte die Aufregung, welche sichtbar das ganze Haus beherrschte, auch auf das schlafende Vieh übergegriffen. Da mußten viele Leute auf den Beinen sein. Aus allen Ecken des Hauses hörte man Schritte. Alles sah akkurat so aus, als wollte die ganze Familie noch diese Nacht z'Alp fahren. Aber um diese Jahreszeit ist ja nicht daran zu denken.

Ja, just so eine Art Alpfahrt war im Sunnerain-Haus in Vorbereitung. Aber nicht nur hinter den nächsten oder andernächsten Berg, nein, über Länder und Meere, weit in die unsichere Ferne von Brasilien wollten drei von den vier Söhnen auswandern. Säcke und Koffern waren gepackt. Thade, der Älteste, trug den Auswanderern die Habseligkeiten hinunter auf das bereitstehende Fuhrwerk. Da endlich alles geladen war, verlöschte da und dort ein Licht, kehrte langsam Ruhe ein und die ganze Familie setzte sich in der Stube ein letztes Mal zusammen hinter den Schragentisch. Die Mutter stellte Kaffee auf und war gar sehr beschäftigt und tätig, damit man ihr die Wehmut und den Abschiedsschmerz nicht anmerken sollte.

Der Vater betrachtete seine vier Söhne, schaute vom einen zum andern und machte sich so seine sorgenden Gedanken: „Für den habe ich keine Angst, der bringt sich immer irgendwie durch; wenn er nur nicht zu viel Glück hat im Anfang und ihn der Leichtsinn packt! Und der da, der rennt nicht zu schnell in ein Ungewisses hinein; der bremst den andern zwei den Uebermut schon ab, wenn er's nur nicht übertreibt und dann Krach bekommt! Und der Jüngste, der schafft für zwei; das gibt einmal ein brasilianischer Meisterschwinger." Es war auch ein wenig Stolz in des Vaters Gedanken. Aber die Mutter kümmerte sich um ganz andere Dinge, nicht um die Kraft und Muskeln der Söhne, sondern um ihr Herz und ihre Seele. Es war eine gar feierliche Stimmung in der Stube, da die Mutter mit mahnenden Worten vom religiösen Leben sprach. Vom Segen Gottes, den sie fern von daheim und unter ungläubigen, ja sogar heidnischen Menschen doppelt nötig hätten. Wenn es ihnen gut gehe, sollten sie dem lieben Herrgott danken, und wenn es schlecht gehe, ihn inständig bitten um seine Hilfe und Gnade, statt zu fluchen, wie es bisher oft vorgekommen sei. Dann sprach sie vom Heiraten: „Ich lasse euch nicht fort, bis ihr mir alle drei versprochen habt, nie eine Andersgläubige zu heiraten. Ich kann dann nicht dabei sein und wehren und mahnen, darum muß von allem Anfang eine solche Verbindung unmöglich sein." Alle drei Söhne mußten ein feierliches Versprechen ablegen. Dann machte sie jedem das Kreuzzeichen und gab ihnen den Segen mit auf die weite und gefahrvolle Fahrt.

Vor der ersten Dämmerung zogen sie fort. Der Vater ging noch bis zur Straße hinunter neben dem Wägeli her. Dann fuhr Thade allein mit den Brüdern zum Schiff.

Die Mutter war hinter dem Tisch sitzen geblieben; ihr wollte das Herz vor lauter Sorge und Schmerz fast zerspringen: „Wir hätten sie nicht fortlassen sollen, die drei", sagte sie weinend zum zurückkehrenden Vater. Dann setzte er sich neben sie, nahm noch einen Schluck von dem erkalteten Kaffee und meinte: „Schau, Mutter, wir dürfen unsern Buben nicht im Weg stehen, so wären wir schlechte Eltern. Wir wollen zufrieden sein, daß alle den Mut haben, aus eigener Kraft selbständig zu werden, eigenen Grund und Boden verdienen und Bauern bleiben wollen. So bauen sie sich jetzt jung eine gute neue Heimat, die für sie und ihre Kinder

groß genug ist. Die Buben jetzt gegen ihren Willen daheim behalten und schaffen lassen, damit wir es leichter haben, das wäre Eigennutz."

Die Katze kam unter dem Ofen hervor, streckte sich verschlafen, leckte einige Tropfen Milch und schaute dann wie verwundert auf die beiden Alten, welche jetzt so stumm hinter dem Tische saßen. Alles war so ungewöhnlich anders in der Stube als sonst und doch standen das schön geschnitzte Buffet, das Kanapee mit den bunten Blumen, der grüne Kachelofen, die geschweifte Kommode und der eingelegte Schnitzkasten wie früher am gewohnten Platz. Auch als Thade vom Schiff zurückkehrte, tönten seine Schritte so hohl und so leer, grad wie in einem verlassenen Kloster. Er brachte die letzten Grüße, erzählte die Einzelheiten der Abreise, aber dann gingen sie auseinander an die Arbeit. Den ganzen Tag redeten sie wenig und schritten sonderbar weich aneinander vorbei.

Ein Prämie-Rind.

Im Sunnerain war kein Platz für trübsinnige Gedanken und keine Zeit für langes Sinnieren und Nachdenken. Die Arbeit brachte täglich neue Aufgaben. Da standen im Stall die acht Kühe, die Rinder und das Roß, Schweine grunzten und Hühner gackerten. So war für die Zurückgebliebenen mehr als genug zu tun. Ja man mußte direkt nach einer Magd Ausschau halten. Aber da war noch der Vereli, ein Bub des Schuhmachers im Dorf. Der trieb sich immer auf dem Sunnerain herum, weil er so gerne beim Vieh war und er gelegentlich Arbeit und dafür gut zu essen bekam. Er half der Mutter beim Rüsten, dem Vater beim Holzen und dem Thade beim Fuhrwerken und wurde so nach und nach ein kleiner Allerhandmann.

Dieser Vereli hatte auch immer das Maul offen. Einmal beim Viehputzen und Striegeln sagte er: „Das ist das schönste Rind vom ganzen Kanton. Ich bin letztes Mal an der Viehprämierung gewesen und habe die Tiere im ersten Rang ganz genau angeschaut; das waren alles verkrüppelte Kamele gegen dieses schöne Rind. Ich bin ganz sicher, nicht einmal der König von Aegypten hat ein solches Rind!" Der Vater lachte in seinen Bart hinein. Thade meinte: „Ja, ja, du hast recht, das Rind sollten wir an die Viehzeichnung schicken." Aber der Vater war dagegen: „Nur keine neuen Moden, Thade! Wir brauchen die Kühe und Rinder nicht zum Ausstellen und Staat machen, sondern für die Milch und weil wir davon leben müssen. Die Sucht nach schönem Prämievieh hat schon manchen Bauern in die Schulden gebracht." Vereli fragte darauf ganz erstaunt: „Geben die Kühe weniger Milch, wenn sie einmal prämiert worden sind?" Jetzt lachte der Thade.

Diese Prämierung wurde in den nächsten Tagen noch manchmal besprochen. Der Vater war gar nicht einverstanden, aber die Mutter hätte gar zu gern ein Prämierungstäfeli ob der Stalltüre aufgemacht.

Schließlich kam der Tag der Viehprämierung. Der Vereli war schon in aller Herrgottsfrühe im Stall. Der Vater mußte endlich nachgeben, ging mit Thade in den Stall, besah das Rind von allen Seiten, tätschelte und liebkoste es und hatte nur noch Angst, es könnte zu wenig hoch klassiert werden. Der Vereli wollte natürlich auch stolz mit dem Rind zur Zeichnung fahren und bekam dazu von der Mutter ein rotgeränderes Sennentschöpli.

Das war das erste Mal während ihren 27 Jahren, da die Mutter auf dem Sunnerain war, daß ein Stück prämiert werden sollte. Schon beim Zabig und nachher alle Augenblicke schaute sie zum Fenster hinaus, gegen die Straße zu, ob nicht die Buben mit dem Rind auftauchten. Und da sie am späten Nachmittag endlich auf der Straße zu sehen waren und sie deutlich erkennen konnte, daß das Rind ein Täfeli zwischen den Hörnern hatte, stürzte sie in die Küche und fing mit großem Eifer an, den Teig für knusperige Küchlein zu bereiten.

Der Vereli jauchzte und jodelte wie besessen. Der Thade kam langsam und wie gleichgültig mit dem Rind auf das Haus zu. Aber die Freude glänzte auf seinem ganzen Gesicht. Natürlich schimpfte dann der Vereli, daß das Rind nur in den zweiten Rang klassiert worden sei. Das sei eine Schande für den ganzen Kanton.

Am Abend stellte die Mutter die duftenden Küchlein und geschwungene Nidel auf den Tisch. Der Vater war jetzt zufrieden und konnte seinen Stolz nicht verbergen. Schließlich hatte er das schöne Rind mit viel Sorgfalt selber aufgezogen. Es war ein gemütliches und heimeliges kleines Familienfest.

Diese gute Stimmung benützte Thade, um von den Obstbäumen zu sprechen. Er habe seinerzeit auf der landwirtschaftlichen Schule gar viele Sorten guter Aepfel kennen gelernt, welche in der hiesigen Gegend sicher gut gedeihen würden. Zur Zeit sei ein schöner Ertrag mit edeln Tafelobst-Sorten zu erzielen. Der Vater war über dieses Gerede nicht so begeistert. Er meinte, sie hätten Bäume genug; man merke das am besten, wenn man mit der Mähmaschine fahre. Auch den Schatten habe man die ganze Zeit, aber den Nutzen nur in einem guten Aepfeljahr. Thade ließ sich nicht einschüchtern und rechnete den kleinen Ertrag der großen Mostbirnenbäume vor. Diese gäben viel mehr Schatten als gesunde, edle Apfelbäumchen. Thade eröffnete noch einen gewagteren Plan. Er sprach davon, daß das Roß schon ordentlich in den Jahren sei und allerhand Gebresten habe. „Ein Traktor wäre heutigentags das Richtige", meinte Thade, „der frißt kein Heu, wenn er nicht arbeitet, und für die großen Fuhren mit dem Holz wäre man viel besser dran." Damit war dem Vater seine Festfreude verflogen. Er stand auf und sagte: „Thade, dir ist das Prämierind in den Kopf gestiegen; ich mache keinen Obstgarten aus meinem Heimen und fahre nie mit einer solchen Stink- und Klepfmaschine aufs Land, da müßte mir der Boden leid tun. Mutter, wehre dich nur auch dagegen; willst du denn mit einem Traktor voraus auf dem Rennwägeli zum Markt fahren?"

„Bist du ein Professor geworden?"

Wie Thade einen klugen Rat erhält.

Am andern Tag fuhr Thade mit dem Velo ins Dorf zum Mechaniker. Dort standen immer landwirtschaftliche Maschinen vor der Werkstatt. Er wollte sich für alle Fälle erkundigen, wie teuer so ein Traktor zu stehen käme und was für ein Modell für ihr Heimen und ihre Bedürfnisse am passendsten wäre. Der Mechaniker gab ihm bebilderte Kataloge und erklärte ihm die verschiedenen Bauarten. Thade fragte und fragte die längste Zeit und fuhr endlich langsam wieder heimzu. —

Auf halbem Wege stieg er von seinem Fahrrad und las eifrig in den Katalogen. Mitten aus seinem Studium schreckte ihn eine helle Mädchenstimme auf: „Ei, schau da, der Thade; bist du ein Professor geworden, daß du anfängst, auf offener Straße zu lesen?" Es war dem Gigerchlaus sein Marie-Theres, ein munteres und liebes Mädchen, welches ihn so anredete. Sie kamen ins Plaudern, und da sie den gleichen Weg hatten, gingen sie zusammen. Thade erzählte von seinem neuen Plan, statt dem alten Roß einen Traktor anzuschaffen, aber der Vater wolle vorläufig gar nichts davon wissen. Dieser sei halt für die moderne Art Landwirtschaft gar nicht eingenommen. Marie-Theres hörte ihm aufmerksam zu und sagte dann lachend: „Daß man ohne Traktor selig werden kann, das ist jetzt viele Jahrhunderte lang ausprobiert worden. Aber daß zu deiner Seligkeit ein Traktor gehört, das sieht man dir an." Thade geriet in Eifer, sprach von der größeren Zugkraft und der doppelten, ja

dreifachen Schnelligkeit und behauptete, mit einem Traktor könne man im Jahr Unsummen einsparen. Das Mädchen freute sich an Thade's Beredsamkeit und sagte schließlich: „Wenn ich dir raten kann, dann laß dem Vater Zeit. Mit Drängen und „Räbeln" erreicht man nur selten etwas. Ich weiß, wie mein Vater sich verhärtet, wenn er bedrängt wird. Mit der Zeit bietet sich möglicherweise eine Gelegenheit, da euch jemand in einem dringenden Fall mit einem Traktor aushelfen muß. Dann kann sich der Vater selber von dessen Leistung überzeugen und wird dann wohl für die Anschaffung zugänglicher." Thade war erstaunt über die ruhige, überlegte Art, in der Marie-Theres sprach. Es war doch drei, vier Jahre jünger als er und sprach so klug wie eine erfahrene Frau. Er schaute unterdessen einige Male verstohlen zu ihm hin, betrachtete die runden Backen, die lebendigen Augen, die blonden wilden Härlein ob der Stirne, die mit jedem Schritt in Bewegung gerieten. Er hatte das Marie-Theres noch nie so angeschaut. Jahrelang waren sie zusammen in die Schule gegangen, waren sozusagen Nachbarskinder gewesen, und siehe da, ohne daß er davon wußte, war eine schöngewachsene und kluge Tochter aus ihm geworden. Ei, ei, wie die Zeit vergeht!

Thade befolgte des Mädchens Rat und versteckte zu Hause die Traktor-Kataloge sorgfältig in seinem Zimmer. Aber am Abend nahm er sie jeweils hervor, schaute die farbigen Bilder an mit den mächtigen Rädern, den gewaltigen Motoren und rechnete Zeit- und Geldersparnisse aus. Das mußte doch schließlich dem Vater einleuchten, so viele Vorteile.

„Kreuzschlag, metzgen!"

Ganz plötzlich, ohne sein Zutun, wurde diese Frage höchst dringend. Eines Abends kam der Vereli aus dem Stall und rief dem Vater, er solle schnell hinüberkommen, das Roß benehme sich so seltsam. Man mußte den Tierarzt kommen lassen. Dieser untersuchte und sagte dann kurz und trocken: „Kreuzschlag, metzgen!"

Die Mutter brach in Tränen aus. Thade widersetzte sich und sagte, es gebe doch gewiß noch andere Möglichkeiten. Der Vater strich dem Roß ganz zärtlich und lind über den Hals. Dann holte man mit des Nachbars Pferd einen Gifiwagen. Es war ein trauriges Bild: des Nachbars Schimmel, der oft mit dem kranken Roß zusammen im gleichen Gespann gestanden und gezogen hatte, zog nun seinen Arbeitskameraden fort ins Schlachthaus. Vater und Mutter blieben in wehmütiger und gedrückter Stimmung zurück; es war ein schmerzlicher Abschied.

Vorerst blieb der Roßstall lange leer. Man behalf sich so gut es ging. Jetzt im Winter konnte man das Roß besser entbehren. Aber sobald das Holz aus dem weit entfernten Wald geholt und zum Teil weitertransportiert werden mußte, kam die Anschaffung einer neuen Zugkraft wiederum zur Sprache. Thade setzte sich mit großer Beredsamkeit für einen Traktor ein. Er hatte in der Zwischenzeit alle Möglichkeiten genau studiert, kannte den Preis, die Betriebskosten, die Leistungsfähigkeit und redete auf den Vater ein wie ein Advokat. In letzter Zeit hatten einige Bauern der Umgebung Traktoren angeschafft. Das war für Thades Plan ein Vorteil. Endlich willigte der Vater ein.

Für Thade war das ein Freudenfest.

Die erste Fahrt mit dem Traktor war eine Güllenfuhr. Diese aber verlief nicht sehr glücklich. Stolz, als ob alle Leute jetzt nur auf ihn sehen würden, fuhr Thade mit dem schönen, nagelneuen, blauangestrichenen Traktor und dem angehängten großen Güllenwagen über die Straße hinauf zur obersten Matte. Dort schwenkte er möglichst elegant ein und stellte das Gefährt neben den Hag. Vorne pustete und rauchte der Motor, während Thade dem Güllenfaß den Zapfen ausriß. Aber es kam nichts heraus, weil das Loch verstopft war. Mit einem Gabelstiel gelang es ihm endlich, der Güllenbrühe freien Austritt zu verschaffen. Just in dem Moment aber setzte sich der Traktor aus unerklärlichen Gründen langsam rutzend in Bewegung und fuhr, ohne Thade's Sprünge und Geschrei zu beachten, in den Hag hinein. Dort blieb er jämmerlich stecken. Alle Hebelgriffe und Kraftausdrücke Thade's nützten nichts. Das ganze große Güllenfaß entleerte sich am selben Fleck, so daß schließlich

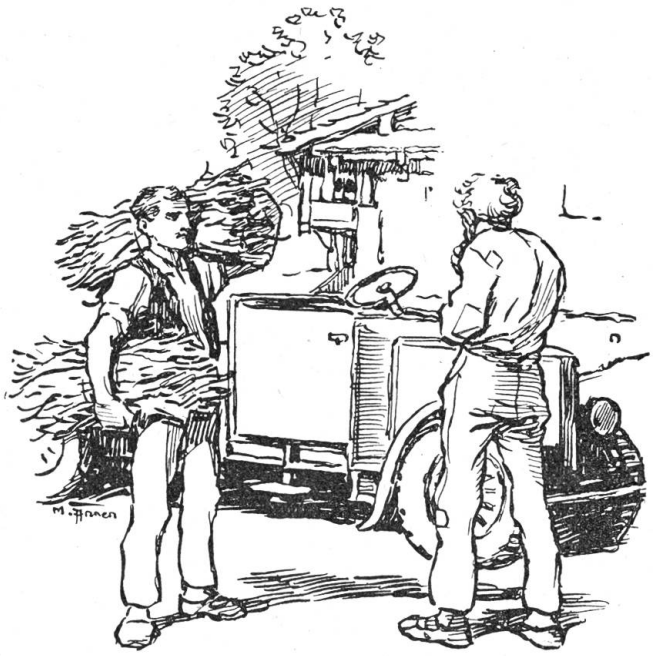
Fuhrmann und Wagen in einem übel duftenden Seelein standen.

Das war ein böses Vorzeichen und ein schlechter Anfang.

Das blaue Wunder fährt vor.

Der Winter zog sich in die Länge. Die Leute im Dorf, welche nicht genug vorgesorgt hatten, mußten neuerdings Brennholz kaufen. So holte Thade mehrmals Staudenbuscheln und führte sie den Leuten vor's Haus. Auch dem Gigerchlaus brachte er eine Fuhr. Er hatte zwar vom Vater den Auftrag erhalten, dort nicht eher umzukehren, bis er das Geld für die letzte Lieferung im Sack habe, weil man sonst beim Gigerchlaus gar zu lange auf Bezahlung warten müsse.

Das Haus, in dem der Gigerchlaus mit seinem Töchterli Marie-Theres wohnte, war nicht sehr groß und arg verfallen. Die Verrandung war abgewettert und zum Teil abgefallen, sodaß morsche Balken hervorschauten; am Geländer des Stiegenaufganges und der Laube fehlten verschiedene Läden. Nur die Fenster waren blitzsauber und die weißen Vorhängli. Nicht weit von der Straße stand das Haus in einem kleinen Hostettli. Das Land aber, welches früher zu dem Bauernhaus gehört hatte, war vom Gigerchlaus schon vor vielen Jahren verkauft worden. Es war zu der Zeit gewesen, da seine Frau manch langes Jahr schwer krank gelegen hatte. Nach ihrem Tod hatte der Chlaus noch das letzte Stück hergeben müssen, war dann als Arbeiter in die Fabrik gegangen und seitdem ging es ihm nicht eben gut.



Auch der Gigerchlaus kam und bestaunte das blaue Wunder.

Zu diesem Haus hinüber schaute also Thade von seinem Traktorsitz aus, ob Marie-Theres auch zuschaue, wie er mit seiner neuen großen Maschine angesaust komme. Und richtig kam das Mädchen ihm flugs entgegen. Das war ein Staunen und ein Bewundern: „Und wie der groß ist, und schön gestrichen und poliert, und eine verzwickte komplizierte Maschinerie hat, und wie das donnert und dröhnt und raucht und eigenartig schmeckt! Nein aber auch!"

Sie trugen beide die Staudenbuscheln in den Keller, und unterdessen erklärte Thade mit vielen Zahlen und Fremdwörtern die Geheimnisse dieser Mechanik. Marie-Theres begriff davon sozusagen nichts, aber es hörte voll Verständnis zu und freute sich an Thades Eifer und Seligkeit.

Auch der Gigerchlaus kam und bestaunte das blaue Wunder. Der große hagere Mann mit dem langen Schnauz und der Adlernase stand, die Faust am Kinn, lange in tiefgründige Betrachtung versunken davor. Begann dann vorsichtig da und dort zu probieren, ob man etwas bewegen könne und setzte sich schließlich mutig auf den Bock.

Sobald alle Buscheln im Keller versorgt waren, wollte auch er abladen helfen. Statt dessen lud er den Thade freundschaftlich zu einem Kaffee ein.

Die Stube war niedrig und der Boden gegen den Tisch zu ganz ausgetreten. Die alten Möbel zeugten von früherem Wohlstand und glänzten von Sauberkeit. Auf dem Tisch lagen einige halbfertige Strohhüte. Das war der Arbeitsplatz des Marie-Theres; sonst war jedes Ding an seinem rechten Ort. Während Marie-Theres in der Küche den Kaffee

kochte, setzte sich Thade hinter den Tisch und ließ sich vom Gigerchlaus die Machart der Strohhüte erklären, die Marie-Theres seit vielen Jahren als Heimarbeit verfertigte. Der Vater lobte seines Mädchens Tüchtigkeit und Fleiß über alle Maßen. Weil aber der Kaffee nicht sogleich kommen wollte, nahm er eine Flasche Bränz vom Buffet, schenkte zwei Gläschen ein und trank das seinige in einem Schluck leer. Man könne viel besser plaudern, wenn die Gurgel mit Schnaps etwas aufgelockert sei, meinte er, und schenkte wieder ein.

Thade kam so zu einem unvermuteten, gemütlichen Hock. Der Gigerchlaus prahlte, sein Meitschi hätte die schönsten Stellen haben können, immer wieder habe man nach ihm gefragt. Aber es gehe nicht fort, es sei halt weitaus am liebsten bei ihm daheim.

Mitten im Reden ging der Vater hinaus und kam lange nicht wieder. Marie-Theres und Thade plauderten weiter, ohne seine Abwesenheit vorerst zu bemerken. Später ging das Mädchen hinaus, nach dem Vater zu suchen, kehrte ganz traurig zurück und sagte: „Er ist wieder fort — gewiß ist er ins Wirtshaus. Jetzt hat er da ein wenig getrunken und da zerrt es ihn jedesmal direkt in die Wirtschaft. Das war früher nicht so.“ Und weiter erzählte Marie-Theres von ihrem Vater: „In meiner Kindzeit, da die Mutter noch lebte, da waren wir Bauern. Unser Heimen war groß genug, und unser Leben war wunderschön und glücklich. Da wurde die Mutter krank. Ich mußte in die Schule und konnte noch nicht viel helfen. Zuerst hatten wir eine Magd und dann eine Pflegerin. Der Schuldentreiber kam. Der Vater ging in die Fabrik, Sommer und Winter den weiten Weg mit dem Velo. Er verdiente ordentlich, wir konnten die Hypothek auf dem Haus von der Bank zurückkaufen. Da kam noch ein Unglück. Der Vater geriet in Streit mit dem Vorarbeiter und wurde schließlich nach viel Aerger, Ungerechtigkeit und Verleumdung entlassen. Früher hatte er nur hie und da bei kaltem Wetter etwas Schnaps mitgenommen. Später war er öfters erst nachts von der Fabrik, das heißt, von der Wirtschaft heimgekommen. Schließlich da er arbeitslos geworden, kam eine gehörige Sucht für das Trinken in ihm auf. Er wußte ganz genau, daß ich ihn jetzt nicht fortgelassen hätte; darum hat er deine Anwesenheit benützt, um heimlich fort zu kommen. Ja, ja, es stimmt schon, wie oft hätte ich eine schöne Stelle mit großem Lohn zu guten Leuten antreten können; aber ich kann den Vater nicht allein lassen, er verkommt sonst ganz. Er ist wegen den Ungerechtigkeiten und Verleumdungen in der Fabrik so verärgert und ist jetzt die lange Zeit ohne Arbeit und Verdienst. Das wenige Geld, das er in der Fastnacht und bei Tanzanlässen als Musikant mit seiner Baßgeige verdient, langt nicht weit. Aber wenn ich fleißig bin bei meiner Arbeit und ihm schön sparsam den Haushalt führe, dann können wir so durchkommen, weil wir ja in unserem Haus zinslos wohnen. Sobald ich aber fortgehe, dann versetzt oder verkauft er die Hypothek, und wenn er ganz ab Grund und Boden ist, dann ist er ganz verloren. Ich kann ja auch zur Abwechslung da und dort beim Heuen und sonst irgendwie aushelfen und etwas verdienen. Wenn ich nur den Vater wieder zu einer Arbeit bringen könnte! Er war nämlich ein guter Bauer und nachher ein ausgezeichneter und exakter Arbeiter. Er hat nur zu viel Ideen im Kopf und zu viel Unglück gehabt. Aber das soll doch, will's Gott, nicht sein ganzes Leben lang dauern.“ „Ja, was verdienst du denn mit dem Hüteln?“ fragte Thade. „Oh je, nicht viel, ich darf dir's kaum sagen, so wenig. Aber wenn ich den ganzen Tag fleißig bin und die ganze Woche, machts halt doch etwas aus.“

Thade wollte nach dieser Erzählung nicht von der letzten Holzrechnung zu reden anfangen. Er stand vom Tische auf und ging auf die Türe zu. Beim Büffet blieb er stehen und sagte: „Es ist manches Jahr her, seit ich das letzte Mal in dieser Stube gestanden bin. Und doch kann ich mich genau an jedes Möbelstück erinnern. Ich war ja als Schulbub oft hier drinnen. Habe von deiner Mutter selig manchen heißen Apfel aus dem Ofenrohr bekommen.“ Mit dieser Erinnerung lebte die Schulzeit wieder in ihnen auf. Sie plauderten noch eine Zeitlang unten vor der Haustüre, aber vom Vater Gigerchlaus war weit und breit keine Spur zu sehen.

Wie der Traktor Unglück bringt.

Auf dem Sunnerain hatte der Traktor neben seinen erstaunlichen Leistungen allerhand Ungewohntes und Unbequemes mit sich gebracht. Besonders ärgerte sich der Vater, daß er nicht mehr selber fuhrwerken konnte. Mit dem Roß, da war er der Meister gewesen. Das hatte er besser verstanden als der Sohn. Jetzt, mit dieser Stinkmaschine, mußte er den Thade machen lassen. Das verleidete ihm immer mehr.

Hie und da, wenn der Thade fort war, probierte er, den Motor in Gang zu bringen. Ja er wollte schließlich ohne die guten Ratschläge seines Buben mit seiner eigenen Maschine, auf seinem eigenen Land fuhrwerken können. Deshalb machte er immer gewagtere Experimente.

So fuhr er einmal mit einem schweren Fuder Mist über die untere Matte auf den sonnigen Rain zu, von dem das Heimen seinen Namen bekommen hatte. Er wollte möglichst weit hinauffahren, weil der Mist am Rain vertan werden sollte. Beim ersten Anstieg blieb der Traktor stecken. Schon wieder sollte er den Thade rufen. Zuerst aber wollte er doch noch probieren, ob es nicht sonst irgendwie ginge. Er versuchte den Mistkarren abzuhängen, riß, zwängte, murkste an dem Einhängeschloß und kam dabei zwischen Traktor und Anhänger zu stehen. Plötzlich gab es einen Ruck, der Traktor kam rückwärts in Fahrt, der Vater stürzte und kam unter das schwere Rad zu liegen. Ein furchtbarer Schmerzensschrei gellte über die Matten.

General Henri Guisan
seit 30. August 1939 an der Spitze unserer Armee.

Thade und die Mutter fanden den Vater unter der schweren Maschine zerdrückt. Seine Gesichtszüge waren angst- und schmerzverzerrt; auf den Lippen lag blutiger Schaum. Nachbaren liefen herbei und halfen endlich, ihn unter dem Traktor hervorzunehmen.

Der Arzt stellte noch schwache Lebenszeichen fest, machte ihm Einspritzungen und nahm ihn im Auto mit in den Spital.

Solch ein Elend! Die Mutter wartete auf den Bericht des Arztes, saß in einem kahlen Spitalzimmer und betete. Thade rannte wie von Sinnen in Haus und Stall herum. Und der Vereli schluchzte und weinte laut.

Der Arzt hatte wenig Hoffnung. Den ganzen Nachmittag und Abend war man in größter Angst und Not. Thade und die Mutter durften nur für kurze Zeit ins Krankenzimmer. Sie sahen den lieben Vater bleich und bewußtlos in den weißen Linnen liegen; das Herz wollte ihnen brechen vor Schmerz.

Die Nacht legte sich langsam über Dorf und Tal und mit ihr kam der Tod ins düstere Krankenzimmer, befreite den unglücklichen Vater von seinen Leiden und Schmerzen und ließ die Mutter und den Thade in unendlichem Leid und Kummer zurück.

Gottes Walten ist uns armen Menschen unverständlich. Der Starke und der Schwache muß sich vor ihm beugen, der Gläubige aber bittet um Trost und Gnade.

Ein Bauernfräulein.

Im Glanz der Sonne stand das Sunnerain-Haus inmitten saftiger Matten, um-

rankt vom zarten Grün der Spalierbäume, glitzernd die hellen Fenster, wettergebräunt die mächtigen Balken, breit und trotzig das weit ausladende Dach: ein Bild von Wohlstand, Frieden und Glück. Und doch barg es unendliches Leid und grenzenlose Trauer.

Ein langer Zug von Verwandten, Freunden und Bekannten hatte den so plötzlich aus dem Leben Geschiedenen zu Grabe geleitet. Aus dem ganzen Tal und von auswärts waren sie gekommen. Aber die drei Söhne in der weiten Fremde konnten nicht erscheinen. Ja es war ungewiß, ob sie das Telegramm mit der Todesnachricht bis zur Stunde erhalten hatten. Doppelt schwer war das für die Mutter.

Nun saßen die Verwandten in der Stube. Thade und die Mutter mußten zum hundertsten Mal erzählen, wie das Unglück geschehen sei. Mußten immer wieder auf all die schmerzlichen Fragen Antwort geben und das, was sie so unendlich bedrückte und marterte, erklären. Dabei verlangte die Ehre der Familie von der Mutter, trotz ihrer elenden Müdigkeit, die Küche zu überwachen und besorgt zu sein, daß es niemandem an Essen und Trankſame gebrach.

Ihre Schwester Rosa aus dem obern Tal war ihr dabei behilflich. Sie war mit ihrer Pflegetochter zur Beerdigung gekommen und blieb nun über die ersten schweren Tage im Trauerhaus.

Das war eine kuraschierte und angriffige Frau. Sie war der Ansicht, daß man trotz dem großen Unglück die Zukunft nicht vergessen dürfe. Deshalb griff sie auch tatkräftig in die stark zurückgebliebene Arbeit ein. Als einzige Schwester der Mutter war sie die allernächste Verwandte und half auch beim Ordnen der Hinterlassenschaft.

Diese Tante Rosa war vor über zwanzig Jahren Witwe geworden. Ihr Mann hatte im oberen Tal eines der schönsten Heimwesen besessen, das sie seit seinem Tod verpachtet hatte. Ihr Vermögen gestattete ihr, sorgenlos und wohltätig zu leben. Schon kurz nach ihres Mannes Tod hatte sie eine arme Doppelwaise an Kindesstatt angenommen. Dieses Mädchen hatte sich unter ihrer fürsorglichen Pflege prachtvoll entwickelt; war von ihr fein erzogen und in verschiedenen Instituten gebildet worden. Sie setzte ihren Stolz darein, aus ihrer Pflegetochter Lina eine mustergültige Bauerntochter zu machen. So wurde aus dem Mädchen Lina ein verwöhntes Bauernfräulein, das die überschwengliche Liebe der Pflegemutter gar wohl für seine kostspieligen Wünsche und seine Kurzweil auszunützen verstand.

Hübsch war das Lini und lebendig wie ein Eichhörnchen, schlank und biegsam, sprang im Mutwillen in kurzem Anlauf über den Lattenhag, wußte unverständliche Fremdwörter in seine Reden einzuflechten und erzählte mit flimmernden Augen und geröteten Backen schlimme Streiche aus dem Pensionat am Genfersee.

Lini fand jede Arbeit trollig. Es war bei jedem neuen Unternehmen mit Begeisterung dabei. Es nannte den Vereli „Gitzigeiß" und den Thade „den guten Mutz". Aber nach einiger Zeit beklagte es sich, weil im ganzen Heimen kein Liegestuhl aufzutreiben sei.

Pläne.

Am Abend nach dem Rosenkranz, wenn die Mutter Angst hatte vor dem Alleinsein und vor der neuen schlaflosen Nacht, da blieb man oft noch lange hinter dem Stubentisch sitzen. Besonders die Mutter und die Tante redeten halbe Nächte lang.

Bei einer solchen Gelegenheit sprach die Tante vom Mut zum Leben und von den notwendigen Plänen für die Zukunft. „Du darfst jetzt nicht in deiner Trauer alles sich selbst überlassen", redete sie der Mutter energisch zu. „Du mußt dich mit den neuen Verhältnissen auseinandersetzen. Zum Beispiel des Vaters Arbeitskraft muß doch ersetzt sein. Du kannst doch nicht mit dem Thade allein das ganze Heimen werken. Der Vereli scheint mir ein ankehriger kleiner Kerl zu sein, den könnte man als Halbknechtli gehörig anstellen. Man könnte einen Knecht dingen, der das Vieh auf der Alp besorgt. Der Thade könnte, wenn's Zeit ist, mit dem Vieh und dem Knecht zusammen ins Vorsäß, damit dieser die Kühe richtig kennen lernt. Unterdessen hättest du dann den Vereli da. Aber auf die Länge geht das so begreiflicherweise nicht. Ich denke mir, du

hast vor, dem Thade einmal das Heimen zu übergeben. Er soll die anderen Brüder in Brasilien auszahlen oder ihnen gutstehen und Zins zahlen. Dann muß aber über kurz oder lang hier auf das Heimen eine junge Frau. Der Thade muß einmal heiraten. Ich kann euch schon das Lina dann und wann zum Helfen schicken. Aber du mußt zu allererst selbst wissen, was du willst." Die Mutter entgegnete nicht viel. Ihr war es zu mühsam, daran zu denken. So lange sie auf dem Sunnerain war, hatte ihr lieber Mann alle Pläne ausgedacht und erwogen. Wohl war sie ihm bei wichtigen Entschlüssen beigestanden, aber selten hatte sie eigenwillige Vorschläge gemacht. Das Heimen sollte freilich Thade übernehmen; das hatte der Vater den andern Brüdern schon gesagt. Den Vereli als Knechtli einzustellen, das gefiel ihr auch. Aber weiter denken wollte sie noch nicht.

Thade hatte sich von dem schrecklichen Schlag auch noch nicht soweit erholt, daß er Pläne machen konnte Oft saß oder stand er bei der Arbeit still und staunte in die blaue Luft hinaus, ließ seinen trüben Gedanken und seinem Schmerz freien Lauf.

Einmal stand er am Hag bei der Straße. Der Wind spielte mit seinen krausen Haaren. Sein Blick war weit weg auf die hohen Felsen gerichtet. Auf seinem glatten schmalen Gesicht und den großen dunkeln Augen lagen deutliche Spuren seines schweren Kummers.

Da kam das Marie-Theres auf ihn zu und fragte, ob es das Geld für die gelieferten Staudenbuscheln ihm geben könne, oder ob es der Mutter zahlen solle. Dann sagte es, während Thade das Geld nachzählte: „Du hast jetzt viel Leid und Unglück gehabt, Thade. Ich habe jeden Tag und jede Stunde an dich gedacht und für dich und den Vater gebetet. Aber laß den Mut nicht verloren gehen. Du hast dem Vater, so lang du lebst, viel Freude gemacht, am meisten von allen. Das kann dir doch gewiß ein großer Trost sein." Es wurde von seinen eigenen Worten ganz gerührt und spürte, wie Tränen ihm die Augen netzten. So ging es ohne ein weiteres Wort davon. Thade schaute stumm ihm nach.

So ging Marie-Theres ohne ein weiteres Wort davon.

Nächtliche Fahrt.

Das schöne Osterfest und der weiße Sonntag verliefen für die Leute im Sunnerain in trüber Stimmung. Ein böser Tag war auch der „Dreißigste", da alle Verwandten wiederum zum Gedächtnis in die Kirche und aufs Grab des lieben Vater selig kamen. Da brach all der Schmerz nochmals in bitteren Tränen auf.

Am Abend dieses Tages wollte die Tante mit Lina heimreisen. Noch einmal waren viele Leute gekommen, die bis in den späten Nachmittag hinein im Sunnerain bewirtet wurden. So kam es, daß der letzte Zug ohne die Beiden abfuhr. Aber was die Tante einmal im Kopf hatte, das war nicht mehr gut abzuändern. Thade sollte mit dem Rennwägeli mit ihnen heimfahren. Er fragte den Nachbar um sein Pferd und spannte ein.

Spät erst fuhren sie vom Sunnerain fort. Alle drei eng auf dem Bock zusammengedrängt, in der Mitte das Lini, holperten sie im Trab des schweren Pferdes dem obern Tale zu. Zuerst redeten sie nicht viel. Aber bald einmal wurde es dem Lini zu langweilig. Es konnte überhaupt nicht gut lange

still sitzen. Thade bekam so manchen Puff vom spitzigen Ellbogen.

Nach langen Stunden kamen sie zuhause an. Thade wollte nur dem Pferd etwas Futter geben und bald umkehren. Aber die Tante war dagegen. Sie kochte Kaffee, machte im Haus überall Läden und Fenster auf und zeigte bei dieser Gelegenheit dem Thade all ihre schönen Zimmer und Möbelstücke. Das war ein Wohlstand! Thade hatte noch nie vorher all den Reichtum zu sehen bekommen. Sogar Linas Schlafzimmer mit den duftigen Rosavorhängen, mit dem gemalten Bett und der Reihe von Büchern durfte er bewundern. Während dem Kaffeetrinken bekam Lini plötzlich Lust, mitten in der Nacht Musik zu machen. Es setzte sich in seinen schwarzen Trauerkleidern ans Klavier, spielte dröhnend einen lupfigen Walzer und sang dazu in französischer Sprache. Ja sogar den Garten mußte Thade besichtigen. Mit einer Taschenlampe beleuchteten sie die grellfarbigen Zwerglein, die schillernde Glaskugel und die Tropfstein-Grotte. Während die Tante hier etwas zeigte, rief Lini von der andern Seite nach ihm und forderte ihn auf, dies und jenes zu bestaunen.

Vor dem Abschied redete die Tante sehr eindringlich auf den Thade ein. Er sei jetzt ein Bauer auf eigenem Heimen, habe eine große Verantwortung, aber auch prachtvolle Aussichten. Er solle darauf Bedacht nehmen, wenn er sich einmal verändere, seinen schönen Besitz möglichst zu vergrößern. Das sei ein kluger Bauer, der wisse sein Gut nicht nur durch der Hände Arbeit und im Schweiße des Angesichtes, sondern auch durch eine gute Heirat zu vermehren. Es gebe nicht viele reiche Bauerntöchter im Lande, aber sie wolle ihm dann schon mit Rat und Tat beistehen, wenn es einmal soweit sei. Lini saß währenddessen auf dem Klavierstuhl, drehte sich im Kreise, tippte dann und wann mit dem Finger auf eine Taste und zwinkerte mit den Augen ihr und dem Thade zu.

Erst nach Mitternacht fuhr Thade heimzu. Aber es wartete ihm noch ein anderes Erlebnis. —

Etwa eine Stunde Weges vor dem heimatlichen Dorf sprang das Roß plötzlich erschreckt zur Seite. Thade riß am Leitseil und brachte das Gefährt zum Stehen. Im trüben Schein seiner Laterne sah er nun den Grund dieses unvermittelten Seitensprunges. Der Gigerchlaus schwankte und torkelte mitten auf der Straße hin und her, und vor ihm trug jemand seine Baßgeige. Man sah nur das großmächtige Instrument und unten dran zwei Beine. Thade fluchte und schimpfte, ob er denn nicht besser aufpassen könne, es hätte so bald ein Unglück gegeben. Der Gigerchlaus aber lehnte sich vertrauensvoll an das Rennwägeli und sagte etwas stockend: „Thade, nimm du uns lieber mit; das ist besser als fluchen!“ Da hörte Thade eine Mädchenstimme sagen: „Vater, komm doch!“ Er sprang vom Bock, schaute hinter die Baßgeige und sah wahrhaftig das Marie-Theres, welches seinem betrunkenen Vater die Baßgeige heimtrug. Alsogleich half er dem Gigerchlaus hinten auf das Wägili hinauf, legte das Instrument neben ihn und zog das Marie-Theres zu sich auf den Bock. Da sah er in seinen Augen Tränen. Er frug, wie es zu dieser frühen Morgenstunde mit dem Vater auf die Straße komme. Er vernahm aber als Antwort nur ein heftiges Schluchzen. Neben ihm saß das weinende Mädchen wie ein Häufelein Elend, leicht an ihn gelehnt. So fuhren sie, ohne zu reden, durch die Nacht. Thade spürte eine eigene Wärme von dem Mädchen ausgehen. Und tief drinnen im Herzen spürte er einen wohltuenden Schmerz. Vielleicht war es nur Mitleid, vielleicht auch war es die Liebe, die ohne zu fragen kommt, zur rechten oder zur ungehörigen Zeit, nicht wie der Verstand oder die Klugheit es befiehlt.

Dort wo der Weg zum Häuschen abzweigt, machte Thade Halt. Der betrunkene Gigerchlaus schlief ruhig und mußte geweckt werden. Er schimpfte, weil er sich vor seinem Hause sah und wollte weiter fahren. Thade hatte alle Mühe, ihn abzuladen. Er nahm den Chlaus; Marie-Theres die Baßgeige. Gerade zu dieser heiklen Arbeit kamen ein paar fröhliche Velofahrer, auch scheinbar von einer Tanzete her. Sie stiegen ab und fuxten den Chlaus ob seinem Rausch und den Thade wegen seiner wenig achtbaren Fuhre. Thade wies sie zurecht und bekam dabei einen feuerroten Kopf, stellte den Chlaus an den

Hag, sprang auf den Bock und vergaß, Abschied zu nehmen.

Auf dem Heimweg ärgerte sich Thade gewaltig über das Zusammentreffen mit seinen Kameraden, dachte aber, für das arme Marie-Theres sei es noch viel geschämiger und peinlicher gewesen. Und darum empfand er noch mehr tiefes Mitleid.

Wenn er gewußt hätte, was diesem Zusammentreffen vorangegangen war!

Im oberen Dorf war ein Antrinket gewesen. Gigerchlaus und seine Musikkameraden hatten die Tanzmusik übernommen. Marie-Theres hatte Angst, der Vater trinke bei dieser Gelegenheit wieder zuviel und war deshalb mit ihm gegangen. Es konnte beim Servieren und in der Küche aushelfen, dabei etwas verdienen und gleichzeitig aufpassen, daß der Vater nicht über den Durst trinke. Zuerst ging alles ordentlich. Der Vater kam in jeder Pause nach seinem hübschen Meitschi zu schauen und rühmte es vor den Wirtsleuten in alle Himmel hinauf. Nach und nach wurde aber des Vaters Durst so groß, daß er nicht mehr zu löschen war. Die Musiker waren unzufrieden und machten ihm Vorwürfe. Dieser wurde wütend, weil seine Baßgeige nicht mehr im Takt spielte. Zu alldem kam Marie-Theres noch in den Tanzsaal und redete ihm vor den andern zu. Das war zuviel. Chlaus trank die halbvolle Flasche in einem Zug aus, packte zusammen und ging laut schimpfend von dannen. Sogleich folgte Marie-Theres seinem Vater, sah, daß er immer unsicherer lief und bald einmal die teure Baßgeige beschädigen würde. Da sprang es auf ihn zu und wollte ihm helfen. Chlaus, in seinem Zorn, stellte sich kerzengerade auf und schlug dem Mädchen den Baßgeigenbogen auf den Kopf. Es griff in die Haare und wich jammernd aus. Der Vater aber fiel mitsamt der Baßgeige zu Boden. Marie-Theres hatte große Mühe, ihn wieder auf die Beine zu stellen. Es trug von da ab selber das kostbare Instrument. Und so hatte sie der Thade getroffen.

Schloßhügel mit Festung Laupen.
Hier besiegten die Berner und Innerschweizer vor 600 Jahren am 21. Juni 1339 das stolze Ritterheer, das Bern erobern wollte.

Ein Kuß unter dem großen Birnbaum.

In den nächsten Wochen ging es der Mutter gar nicht gut. Müde und matt verrichtete sie ihre Arbeit; ganz zerschlagen sank sie jeden Abend ins Bett und fand doch keinen Schlaf. So konnte es auf die Länge nicht weiter gehen. Bald war der Heuet da.

Thade sollte mit dem neuen Knecht und dem Vieh ins Vorsäß. Man mußte Leute einstellen. Das gab wieder mehr Arbeit in Küche und Haus. Da schrieb die Mutter der Schwester ins obere Tal. Und diese schickte zur Aushilfe das Lini.

Zu der Zeit verkaufte auch der Thade den Traktor und schaffte wieder ein Roß an. Die Mutter hatte es so gewünscht, und Thade war froh darüber.

Das Lini war allerdings besonders geeignet, die Mutter von ihren trüben Gedanken abzulenken. Entweder hatte es eine kleine Teufelei im Sinn, oder es kochte ein fremdländisches Gericht, das wie ein Teufelsbraten roch. Dann wieder nötigte es plötzlich die Mutter mitten am Tag auf das Kanapee, brachte ihr ein Ei mit Kognak oder ein Ankensuppli und spielte den ganzen Nachmittag die Krankenschwester in weißer Schürze. Bei Lini ging alles plötzlich. Unvermittelt konnte es vom Essen aufspringen, die Mutter umhalsen und ihr zärtliche Kosenamen ins Ohr flüstern. Plötzlich konnte es mitten vom Kochen weg hinauf eilen, um einen Brief oder eine Karte zu schreiben oder im Stall erscheinen und sagen: „Thade, gib mir einen Eimer, heute will ich melken lernen." Aber so wild und unberechenbar das Lini war und so oft sich die Mutter manchmal heimlich ärgerte und schämte, sie konnte ihm das nicht nachtragen, sie schaute mit Wohlwollen und voll Verehrung auf das liebe Kind. Immer wieder dachte sie: „Es ist jetzt halt noch jung. In ein paar Jahren vergeht all das Unbändige und dann bleibt der edle, wackere Kern, von dem die Schwester so viel zu erzählen weiß."

Thade dachte ein wenig anders über das Lini. Er wußte nicht recht, war es zur Aushilfe oder in den Ferien da. Oft aber mußte er doch lachen über Lini's übermütige Einfälle. Einmal versteckte es sich im Heu, das zur Fütterung in der Trischi bereit lag. Und da der Thade mit beiden Armen tief in das Heu griff, um einen großen Arfel zu packen, hatte er das Lini in den Armen. Ein andermal mußte der Vereli den Motor für den Heuaufzug anlassen, weil es „eine Himmelfahrt" inszenieren wollte. Tatsächlich ließ es sich bis unter den Gadengiebel hinaufziehen. Wieder einmal, da Thade weit draußen auf der Matte mähte, kam es in die Nähe und schaute ihm zu. Plötzlich sagte es: „Du, Thade, was hast du da im Gesicht, zeig einmal her!" Thade richtete sich auf und fuhr mit der Hand über die Augen. „Nicht da, zeig einmal", sagte Lini und nahm ihm das Kinn in die Hand und schaute ganz nahe und exakt auf Thades Nase, und im Bruchteil einer Sekunde schoß es mit dem Kopf darauf zu und gab dem Thade einen zünftigen Kuß mitten auf den Mund. Zuerst flammte Hitze in ihm auf, und er hätte das wilde Mädchen am liebsten in die Arme genommen und mit ihm gerungen. Aber lachend sagte es: „Gelt, das ist süß, du guter Mutz!" Dann hüpfte es davon. Thade rief ihm nach, es solle ihm noch mehr solcher Süßigkeiten bringen. Da er sich aber wieder etwas beruhigt hatte, dachte er über das Erlebnis nach und kam zu der Ansicht: „Das muß nicht so ganz ein braves und gutes Mädchen sein, das so leicht mit Küssen um sich wirft."

Ein guter Anfang und ein böser Krach.

Wochen vergingen. Thade und der neue Knecht fuhren mit dem Vieh ins Vorsäß hinauf und später weiter in die untere Alp. Thade kam wieder zurück zum Heuen. Der Frühsommer ließ sich prachtvoll an. Große Fuder, überladen mit reifem, duftendem Heu, fuhren über die Matten auf den Sunnerain-Gaden zu.

Marie-Theres konnte auch da und dort beim Heuen helfen. Aber trotz dem prachtvollen Wetter, trotzdem alle Leute so nett zu ihm waren, hatte es doch einen drückenden Kummer. Seit jener Nacht, da es mit dem Vater vom Antrinket heimgekehrt, da es von ihm geschlagen worden, sinnierte es Tag und Nacht, ein Mittel zu finden, um den Vater vom Trinkerelend zu befreien. Er war wohl seither tagelang zärtlich und liebevoll gewesen, hatte alles Mögliche versprochen und dann doch wieder nicht gehalten. Der Zustand wurde so nur schlimmer. Da faßte es den Entschluß, eine Wallfahrt zu machen zu der lieben Mutter Gottes auf den Berg. Bei einer günstigen Gelegenheit bat es den

Vater, er solle auch mitkommen. Diese Bitte trug es so zutraulich und herzig vor, daß er nicht gut nein sagen konnte.

Also zogen Vater und Tochter an einem schönen Vormittag dem weit entlegenen Wallfahrtsort entgegen. Weiße ballige Wölklein standen ob den Bergspitzen; die Luft war würzig und klar, und die saftigen Matten und Bergweiden leuchteten in frischem Grün. Die ganze herrliche Landschaft sah aus wie frisch gewaschen.

Tag war ihm schon vergällt. Nach langer Zeit ging es hinüber und klopfte an das Wirtschaftsfenster. Der Vater kam hinaus und sagte: „Jetzt habe ich dir gerade ein Milchkaffee bestellt. Du mußt doch auch etwas Warmes haben. Komm jetzt herein." Marie-Theres trat ein und dachte, so bringe es den Vater eher bald wieder auf den Weg. Seinen Kaffee trank es hastig und wollte sogleich weitergehen. Aber der Vater hatte es gar nicht eilig. Er bestellte noch ein

Teilansicht der Landesausstellung in Zürich.
Textil- und Uhrenpavillon auf dem linken Ufer.

Sie schritten tüchtig aus, durchwanderten die nächsten Dörfer und wollten beim ersten Anstieg ihren Mundvorrat verzehren. Am Waldrand setzten sie sich nieder und aßen. Aber über das Grün der Sträucher lugte ein brauner Giebel mit einem glänzenden Wirtshausschild zu ihnen hinüber. Da war es für den Gigerchlaus unmöglich, trockenes Brot zu kauen. Schon auf dem Weg hieher hatte er zwei-, dreimal einen Versuch gemacht, doch schnell einen kleinen Sprung zur Stärkung in ein Gasthaus zu machen. Jetzt aber war er nicht mehr zu halten. Er verschwand trotz den Bitten Marie-Thereslis auf das Wirtshaus zu. Das Mädchen wartete lange geduldig. Die Freude am schönen

drittes und viertes Glas Most und sagte dann: „Gib mir den Geldsack! Es macht sich nicht gut, wenn das Meitschi bezahlt. Mußt dich ja schämen!" Widerwillig gab es das Geld. Darauf bestellte er noch ein Most und wurde immer fröhlicher. Mit unendlicher Geduld und Beharrlichkeit erreichte das Mädchen endlich den gemeinsamen Aufbruch. Ein Stück weit oben im Wald bat es ihn, er solle ihm nun den Geldsack wieder geben. „Natürlich, du meinst, ich versaufe dir dein Geld, he?" höhnte er. „Nein, es ist nicht wegen dem, aber wir wollen doch das Geld nicht verlieren!" „Willst du damit sagen, ich sei besoffen? Meinst, ich schmeiße das Geld auf den Grasboden? Ich, dein Vater, muß

mir so etwas gefallen lassen? Ich habe schon für dich gesorgt und Geld zusammengelegt, da du noch ein winselndes Wickelkind warst, verstanden!" Marie-Theres beschwichtigte. Aber des Vaters Zorn steigerte sich nur. „Ich will dich lehren, dem Vater das Geld abverlangen! Das ist mir jetzt doch noch nie vorgekommen, und so eine scheinheilige Hex will wallfahren gehen, da mach' ich nicht mehr mit! Umkehren!" schrie er. Marie-Theres bat und flehte, lief ihm nach und zog ihn am Rock. Er schüttelte es ab und ging ohne umzusehen mit großen Schritten in den Wald hinein und fort.

Bei der Mutter-Gottes.

Der Tag, der so schön und hoffnungsvoll begonnen hatte, sah nun trüb und verhängnisvoll aus. Auch der Himmel überzog sich langsam mit düsteren Wolken. Marie-Theres aber schritt tapfer weiter, ließ sich von seinem guten Vorhaben nicht abbringen und verlor den Mut nicht, trotzdem der Weg so beschwerlich und noch unendlich weit war.

Am Abend kam es zur Wallfahrtskirche. Geheimnisvolles Dunkel lag in dem feierlichen Raum. Man konnte die vielen Votivbilder an den Wänden kaum von einander unterscheiden. Aber das Gnadenbild der lieben Mutter Gottes war prachtvoll beleuchtet und schaute aus dem goldigen Hell voll mütterlicher Liebe auf das knieende Marie-Theres herab. Es betete alle seine Muttergottesgebete, schaute voll inniger Liebe mit seinen großen, glänzenden Augen zum Gnadenbild empor und fing an halblaut mit der Muttergottes zu sprechen, so vertraut und kindlich, als ob es seine eigene Mutter selig auf dem Altar sehen würde. „Schau, liebe Mutter, ich habe nicht einmal Geld, um dir eine Kerze zu stiften. Ich komme mit ganz leeren Händen. Aber mein Herz ist voll Vertrauen zu deiner Güte und Hilfe. Du kennst meinen Vater und sein Elend. Du wirst ihm sicher beistehen und mir die Kraft geben, ihm zu helfen." Während diesen selbsterdachten Gebeten kam langsam eine tiefe Ruhe über seine Seele. Es spürte in sich einen felsenfesten Glauben wachsen, eine unerschütterliche Gewißheit, die Gnadenmutter werde helfen und den Vater heilen.

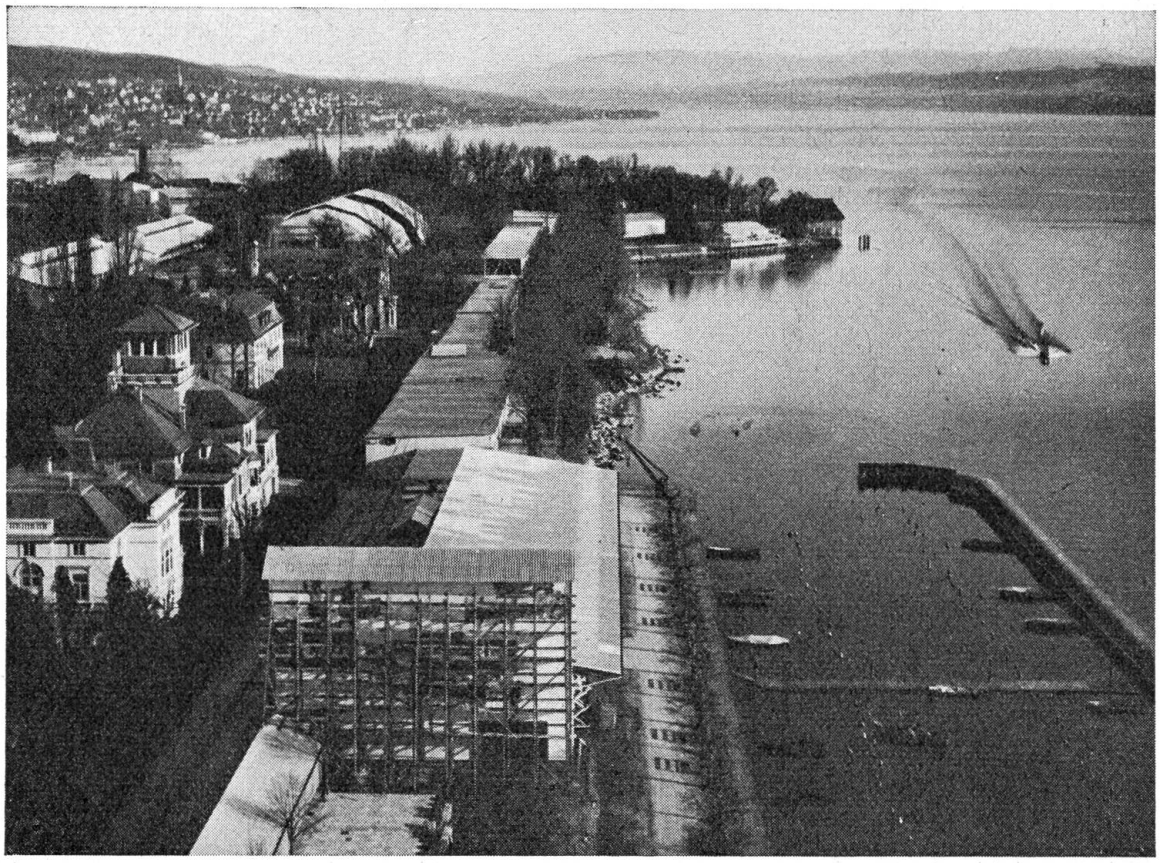
So kniete Marie-Theres, bis der Sigrist mit den Schlüsseln rasselte und die Kirche schließen wollte. Es trat in eine dunkle und regnerische Nacht hinaus. Wohin sollte es nun gehen? Im Wallfahrtsort kannte es keinen Menschen. Geld hatte es nicht einmal für ein Stücklein Brot. Und wo sollte es schlafen? Angst hatte es nicht. Sein Herz war voll Vertrauen. Es ging einfach auf dem Weg, auf dem es gekommen, zurück in den Regen und in die Nacht hinein.

Wenn es nur ein Lichtlein gehabt hätte! Mit schmerzenden Füßen tastete es nach dem Weg. Der Regen netzte durch seine Kleider. Es fror. Solange der Weg breit und gut war, kam es noch ordentlich vorwärts, aber da er schmal und holprig wurde und der Hunger immer grimmiger sich meldete, sank ihm der Mut.

Endlich nach langem Wandern schien der Weg mählich ebener zu verlaufen. Es spürte Gras unter den Schuhen, fürchtete vom Weg abgekommen zu sein, sah plötzlich in der schwarzen Nacht ein noch schwärzeres Ungetüm vor sich und blieb zitternd stehen. Das große Schwarze bewegte sich nicht, gab keinen Laut von sich. Da merkte es, daß ein Haus oder Stall vor ihm emporragte. Es tastete sich heran, fühlte eine Mauer und Holz und setzte sich. Wind und Regen trieben es aber bald wieder von seinem Plätzchen fort. Es fand eine Stalltüre. Kein Vieh war zu hören. Sie war verschlossen. Bei einem Windstoß vernahm es das Knarren rostiger Türenangeln über sich. An der Mauer entdeckte es eine Leiter; so gelang es ihm, ins Heugädili hinauf zu kommen. Das roch so gut. Hier war es so warm und weich. Da konnte es ruhig und glücklich schlafen.

Und mit dem wohltuenden Schlaf kam ein wunderglücklicher Traum zu ihm. Ihm war, es sei eine Bauernfrau. In der Küche dampfe die Suppe, im Kamin hänge der Speck, im Kessel brodle die Wäsche. Vor der Türe spalte der Vater Holz und pfeife dazu lustige Ländler. Dann waren Kinder da, und das Kleinste bekam die Milch. Ein Mann saß ihm gegenüber am Tisch, ohne ein Wort, lange Zeit. Aber der Mann war jung und doch wie ein Vater, und es spürte im Traum, wie es den Mann über alles lieb

habe. Da ging der Mann hinaus und sprach mit dem Vater, ja er fragte ihn um einen Rat. Es hörte die Beiden lange sprechen; ganz deutlich erkannte es seines Vaters tiefe Stimme. Dann hörte es wieder den jungen Mann, den es nicht kannte, aber unendlich liebte, zum Vater sagen: „Geh, hol das Roß und spann ein, meine Frau soll nicht so weit zu Fuß gehen, und ich bin froh, wenn sie bald wieder zurück ist.“ So wechselte Bild um Bild im schönen Traum. — —



Generalübersicht des rechten Ufers der schweizerischen Landesausstellung in Zürich.

Wie Thade im Heu ein liebliches Engelein findet.

In dieser Nacht war auch Thade auf den Beinen. Beladen mit dem vollbepackten Rucksack trat er in die Dunkelheit hinaus und machte sich auf den Weg in die Alp. Vorerst aber wollte er noch einen Umweg machen, beim Vorsäß vorbeigehen, um nachzuschauen, ob dort alles gut in Ordnung sei. Der Regen hatte aufgehört. Langsam zeigte sich die erste Helle hinter den Zacken und Gipfeln der Berge. Er schritt wacker aus.

Sonnenstrahlen durchbrachen die entfliehenden Regenwolken. Es wurde warm. Nach langem Marsch aus der Waldlichtung hervortretend, sah er das kleine Häuschen, das Vorsäß. Es war ganz zusammengedrückt von den Wintern, die es überstanden. Der Holunderbaum, der verkrüppelt am Mauereck stand, winkte dem jungen Bauer mit seinen schneeweißen Blütendolden so freundlich entgegen. Schwarz, sonnenverbrannt lugten die Balken darüber hin. Alsogleich entdeckte sein kritisches Auge, daß die obere Türe vom Gädili etwas offen stand. „Aha, da sind wieder Touristen eingebrochen“, dachte er, „haben alles offen gelassen.“ Er stellte lautlos den Rucksack auf das Bänklein vor dem Haus und kletterte die Leiter hinauf. Durch den Türspalt sah er ein Paar nasse und lehmverschmierte Schuhe stehen. Vor-

sichtig, damit die Angeln nicht kreischen, stieg er ein. Da fand er im Heu das schlafende Marie-Theres. Eine Hand auf dem Mieder, die andere als kleines Kissen unter dem Kopf, schlummerte es ruhig. Thade blieb wie angewurzelt stehen und schaute auf das liebe Mädchen, wie es mit seinem Atem ein Hälmlein hin und her blies, wie seine Backe in gesundem Rot leuchtete und auf dem schönen Gesichtlein ein Ausdruck himmlischer Glückseligkeit lag. Eingerahmt im Gold der blonden Haare sah es aus wie ein liebliches Engelein, das von einem kostbaren Altar herniedergestiegen.

Er wagte nicht, das Mädchen zu wecken und das schöne Bild zu zerstören. Unverwandt schaute er auf Marie-Theres und dachte: „Wie kommt das Meitschi in mein Vorsäß-Gädili? Was ist nur geschehen, daß das arme Marie-Theres, in halbnassen Kleidern schlafend, hier vor mir liegt?" Da mußte er nießen. Marie-Theres schrak auf, schaute weltverloren um sich, strich sich über die Augen und fragte halblaut: „Wo bin ich?" Thade antwortete ganz ruhig: „Bei mir!" „Jesses Maria, der Thade; ja, aber ich bin doch — nein, was ist das? — ich hab ja keine Schuhe!" Es war ganz beschämt, griff nach den Schuhen und entschuldigte sich, daß es wie eine Herumstreicherin und Schirmflickerin unter fremdem Dach übernachtet habe.

Dann stieg es vor dem Thade die Leiter hinunter, sah den plätschernden Brunnen, ging hin und wusch sich das Gesicht. Da es aber kein Tüchlein hatte, stand es lange mit glänzenden Tropfen auf den roten Backen, nahm schließlich seine Schürze in beide Hände und trocknete sich ab. Thade schaute ihm lachend zu und meinte: „So bist du lustig anzuschauen; aber jetzt komm, wir wollen ein Feuer machen, wollen mindestens deine Schuhe trocknen, so kannst du nicht weiter gehen." Marie-Theres protestierte, es müsse partout sogleich heim, es habe sich halt verschlafen und jetzt sei es viel zu spät; ging aber doch mit ihm auf die Türe zu. Dort zeigte ihm Thade, wo der Schlüssel im Versteck lag und sagte dazu: „Gelt, wenn du den gefunden hättest, wärest jetzt trocken und hättest in einem Bett schlafen können." Marie-Theres antwortete: „Geschlafen habe ich so auch gut. Ich habe aber keine Ahnung gehabt, daß da noch ein Häuschen dabei steht."

Bratkäs und Vertrauen.

Sie traten ein. Muffige Luft kam ihnen aus dem dunklen Raum entgegen. Thade tappte auf die Fenster zu und ließ Licht herein. Er sah, wie das Mädchen mit freudigen Augen um sich schaute, den Tisch, die aufgestellte Milchmutte befühlte und dann in der Feuergrube mit dem Stock in der Asche stocherte. Da sagte er: „Ja, sei so gut und mach ein Feuerlein, das kannst du besser als ich."

Thade hatte in seinem Rucksack viel Brot für den Knecht in der Alp und für sich etwas Bratkäs und ein Stücklein Speck. Er packte aus und legte die Reichtümer auf den Tisch. Marie-Thereslis Augen glänzten vor Eßlust bei diesem Anblick, hatte es doch seit gestern, seit dem Milchkaffee in der Wirtschaft, nichts mehr gegessen.

Er holte unter dem Dach luftgetrocknete Silbermänteli. Marie-Theres hängte eine kleine Pfanne mit Wasser über das Feuer. Indessen schnitt er Brot. Mit großer Lust begannen sie zu essen. Den Speck teilte er nicht in zwei Hälften, sondern schnitt dünne Scheibchen und legte abwechslungsweise je eins ihm und sich auf's Brot. Den Tee schöpften sie mit einem Taßli aus der Pfanne und tranken beide daraus. Er sagte, es sei grad für den Moment kein zweites Beckli da. „Magst ein großes Stück Bratkäs?" fragte er dann und wollte mit dem Messer dreinfahren. Marie-Theres aber hielt ihn zurück und meinte: „Es ist doch schade, das goldgelbe Käsli roh zu essen; ich will es dir braten, bald ist schöne Glut in der Feuergrube."

Das war ein gar schönes und heimeliges Bild: Blauer Rauch im Sonnenstrahl, der fröhlich kauende Thade auf seinem niedern Hock, die Beine weit von sich gestreckt. Neben dem Feuer am Boden kniend, das Marie-Theres mit einer Holzgabel den Bratkäs kunstgerecht über der Glut hin und her bewegend. Wie sich da das Gleißen der Glut und das Zappeln der Flämmlein auf dem

erhitzten Gesicht des Mädchens widerspiegelten! Und von dem schmelzenden und tropfenden Bratkäs stieg ein würziges und verlockendes Düftlein in die Nasen.

Also gesättigt und gestärkt wollte Thade noch ein wenig auf das Bänkli an die Sonne sitzen. Marie-Theres aber räumte zuerst auf, wusch und trocknete die Pfanne und reinigte sogar den Abwaschlappen, der einen großen Rußflecken aufwies. Dann setzte es sich zutraulich neben seinen Freund.

Da saßen nun die beiden jungen Menschen nebeneinander in der strahlenden Sonne. Ihr Blick schweifte über das Grün der Wälder und Matten, glitt hinauf in die Felsen und Zacken, ja bis zu den schimmernden Gletschern. Keines Menschen Laut war zu hören. Kuhglocken tönten von weiter Ferne, die Vöglein zwitscherten im blühenden Holunderbaum, der seine Zweige über die halbe Bank hinstreckte.

Von dem schmelzenden und tropfenden Bratkäs stieg ein würziges und verlockendes Düftlein in die Nasen.

Thade wollte so nach und nach erfahren, wie es auch gekommen sei, daß Marie-Theres in seinem Vorsäß übernachtet habe. Es sagte: „Ich habe keine Ahnung gehabt, wo ich eigentlich war, und noch viel weniger, wem das Gädili gehört.“ Dann erzählte es zögernd von seiner Reise, wurde mählich gesprächig und eröffnete schließlich den Grund für seine Wallfahrt zur lieben Mutter Gottes auf dem Berg. So redeten sie vom Vater, und Marie-Theres meinte: „Wenn er nur etwas Rechtes zu tun hätte jeden Tag. Ich weiß, er kann sich vor Eifer in seiner Arbeit ganz vergessen und freut sich wie ein Kind, wenn er etwas Nützliches geschaffen hat. Früher hat er hie und da etwas an unserem Haus herumgezimmert. Wenn dann seine Faßkameraden aus der Wirtschaft nach ihm geschickt haben, hat er jedesmal abgelehnt und ganz stolz erklärt, er habe jetzt keine Zeit. Aber am Abend drauf oder am andern Tag haben sie ihn halt doch wieder geholt und verführt.“ Während diesen Worten strich Marie-Theres die Falten seiner Schürze zurecht und ließ die Hand auf dem Knie ruhen. Da legte Thade ganz sachte die seinige darauf und meinte: „Ich möchte dir so gerne helfen.“ Das Mädchen wollte seine Hand zurückziehen, aber Thade ließ es nicht geschehen und fuhr weiter: „Während du eben gerade so erzählt hast, ist mir ein Gedanke gekommen, daß ich dir vielleicht wirklich helfen kann. Was würdest du jetzt dazu sagen, wenn ich deinen Vater im Herbst mit den Rindern hieher ins Vorsäß dingen würde? Wir machen hier so viel Heu, daß 4 Rinder und eine Geiß etwa drei Monate Futter haben. Eigentlich wollten wir dies Jahr das Heu heimnehmen, aber der Boden hier oben hat auch Mist notwendig, und den Knecht habe ich ja nur für die Alpzeit eingestellt.“ Thade spürte, wie während seinen Worten Marie-Thereslis Hand ganz heiß wurde, sah in seinem Gesicht eine freudige Röte aufsteigen und hörte, wie es voller Begeisterung sprach: „Au, das wäre ein Glück, Thade, solch ein unglaubliches Glück, und weißt du, der Vater wäre dann weit fort von seinen Verführern und weit von jeder Wirtschaft. Er würde dir in der Zeit das ganze Häuschen flicken und in Stand stellen, wenn du ihm Holz und Werkzeug gäbest.

Weißt du, er kann das, er kann alles, er packt alles richtig an. Ja, Thade, mach das, ich bitte dich; ich weiß, hier oben wird der Vater das Trinken lassen und wird für immer geheilt."

Thade versprach, diesen Plan auf eine geschickte Art der Mutter vorzulegen und ihm dann baldmöglichst guten Bescheid zu sagen. Marie-Theres war von dieser Möglichkeit so begeistert, daß es nicht mehr ruhig sitzen konnte. Es wollte von nichts anderem mehr reden. Es achtete nicht, wie hoch schon die Sonne am Himmel stand und daß die Zeit mit Windeseile verstrich.

Aber einmal mußten sie doch aufbrechen. Thade nahm zum Abschied des Mädchens beide Hände, schaute ihm tief in die Augen und sagte eindringlich und feierlich wie ein Versprechen: „Also wollen wir unseren Plan ausführen; sei gewiß, an mir soll es nicht fehlen. Glaub daran!" Dann ging Marie-Theres die Matte hinunter und er ins Häuschen hinein. Bald aber kam er wieder unter die Türe und schaute zum Weg hinab, ja er sprang sogar hinüber auf den Hügel zum Holzkreuz und schaute von dort aus zu, wie des Mädchens Gestalt immer kleiner wurde und endlich weit unten im Wald verschwand.

Wie Marie-Theres erschrocken aus den Federn springt.

Die nächsten Tage und Wochen waren für das Marie-Theres eine entsetzliche Geduldsprobe. Es wußte, daß Thade bald nach ihrem Zusammentreffen von der Alp zurückgekehrt war, hatte jeden Tag Bericht erwartet und keinen bekommen. Einmal war es drauf und dran gewesen, auf den Sunnerain zu gehen. Aber es hatte von der Straße aus gesehen, wie das Fräulein Lina an der sonnigen Hauswand die Früchte von den Spalierbäumen pflückte. Da war es wieder umgekehrt. Es konnte doch nicht sein, daß Thade alles vergessen hatte? Sollte es ihn vielleicht nochmals daran erinnern? Ein paar Tage später studierte es an einer Ausrede, nahm allen Mut zusammen und ging halt doch auf Thade's Heimen zu, aber von der anderen Seite. Von dort konnte es über den kleinen Hubel die hintere Haustüre und den Stall sehen und den Moment abwarten, da Thade irgendwie allein zu treffen war. Es ging also langsam und nach allen Seiten spähend über die Matte und sah den Thade unter dem großen Theilersbirnenbaum Säcke füllen. Aber das Lini war auch bei ihm. Marie-Theres wollte nun warten und blieb hinter dem Hag versteckt. Da sah es, wie Lini dem Thade den Arm um den Nacken schlang und ihn an sich drückte. Länger schaute Marie-Theres nicht mehr zu. —

Jetzt wußte es, warum von Thade kein Bericht gekommen war.

* * *

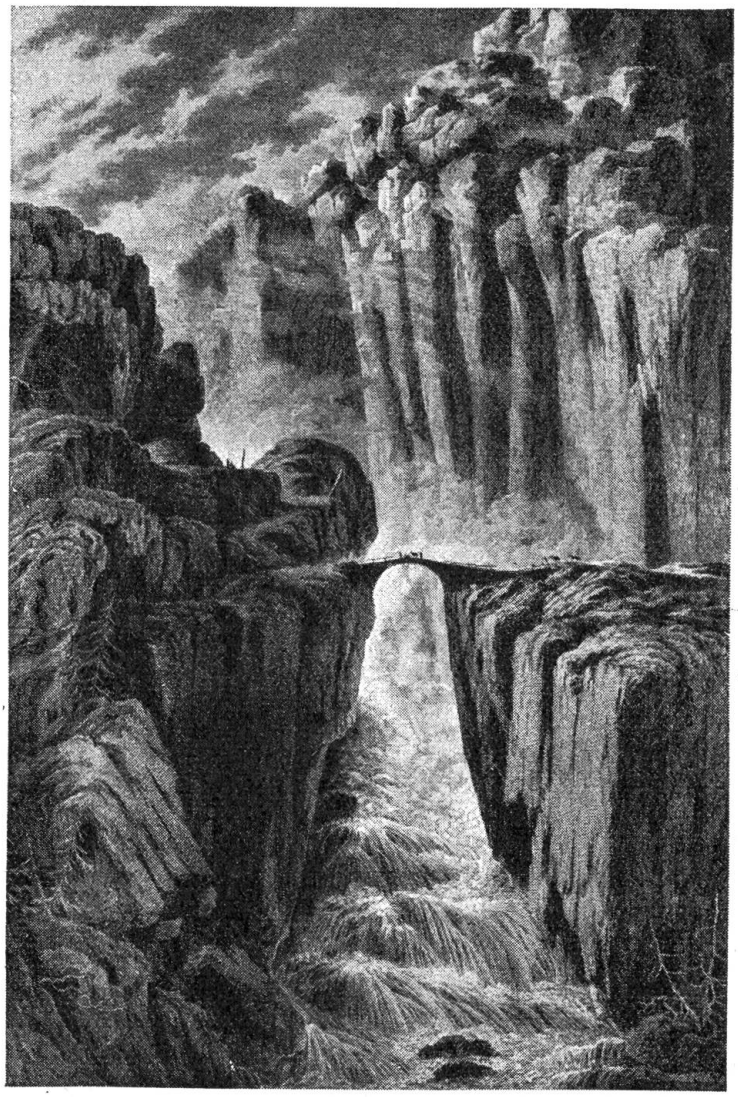
Am selben Abend ging es früh und traurig zu Bett. Der Vater war fort. Es mochte nicht einmal Licht anzünden. Der Schlaf wollte nicht zu ihm kommen, wollte ihm nicht helfen, die trüben und widerstreitenden Gedanken zu vertreiben. Aber anstatt des Schlafes kam ein anderer.

Es hörte vor dem Haus Geräusche, Schritte von schweren Schuhen auf den Steinen, dann wieder im Gras. Es dachte, das sei wohl der Vater, drehte sich auf die andere Seite und grub den Kopf in das Kissen. Da hörte es ein Kratzen und dann ein Poltern an der Hauswand. Marie-Theres sprang erschrocken aus dem Bett und kleidete sich notdürftig an, um nachzuschauen. Aber das war doch ein Klopfen an die Fensterscheiben?, an seinem Schlafzimmerfenster? Marie-Theres blieb ganz still. Das Klopfen wiederholte sich und eine Stimme rief: „He, Meitschi, mach doch ein bißchen auf!" Oh je, das waren ja Nachtbuben! Da brauchte man nur still zu sein und lange genug Geduld zu haben, bis sie wieder davongingen.

Aber die Stimme war so eindringlich und wollte einfach nicht nachgeben. Endlich hörte es ganz laut und deutlich sagen: „Aber Marie-Theres, so hör doch, ich bin's, der Thade, und bring dir Bericht!" Eine Sekunde lang dachte Marie-Theres an die Szene, die es heute unter dem Birnbaum gesehen hatte, dann aber machte es das Fenster ein wenig auf und hörte den Thade, wie er ihm sagte, daß alles mit der Mutter in Ordnung sei, der Vater solle sich bald einmal bereit machen, um mit den Rindern ins

Vorsäß zu fahren. „Ja, aber warum kommst du denn mitten in der Nacht mit diesem Bericht an mein Fenster?“ Da sagte Thade, er habe das erst diesen Abend mit der Mutter ausgemacht und jetzt sofort berichten wollen, und zweitens werde es ihm wohl nicht verbieten können, wenn er einmal zu ihm „uifestiige“ wolle.

Thade war nicht so schnell vom Fenster zu vertreiben, aber für die längste Zeit vertrieben und verflogen war der Schlaf. Da Marie-Theres wiederum im warmen Bette lag, schossen von neuem alle Sorten von Gedanken durch seinen Kopf. Was mußte der Vater alles mitnehmen? — Warum verküßt das Lini den Thade? Wieso kommt Thade im Dunkeln an sein Fenster? Und zuletzt kamen die bösen Fragen, die während der Nacht bohren und plagen. Ist Thade etwa ein Falscher, Unehrlicher? Will er vielleicht nur ein leichtsinniges Spiel mit mir treiben? —



Die Teufelsbrücke.
Nach einem alten Stich.

Der Vater war sofort begeistert für seine neue Stellung. Er klopfte dem Marie-Theres auf die Schulter und sagte: „Meitschi, du wirst sehen, dein Vater wird diese schwierige Aufgabe auf das Höchstbeste lösen.“ Darauf ging er sofort zu Thade und meldete sich bei ihm wie ein Soldat. Die Bäuerin ließ ihn in die Stube treten und sprach sehr eindringlich zu ihm. Sie habe dem Thade lange abgeraten, weil sie wegen dem Trinken schwere Bedenken habe. Das dürfe halt absolut nicht vorkommen. Er könnte sich vergessen und da wäre bald ein Unglück geschehen, das in viele Tausend Franken hinein gehe — sei es wegen dem Vieh oder dem Feuer. Chlaus wehrte ab: „Wegen dem Trinken müßt ihr keine Stund und keine Sekunde Angst haben“, meinte er, er wisse schon, was er zu tun habe. Wenn aber keine Arbeit da sei, dann sei das begreiflich, dann müsse man etwas haben, um den Kummer zu vergessen; aber da oben und in Stellung beim Sunneraindler, nie! Er rief alle Heiligen zu Zeugen an. Er erzählte, wie er früher ein guter Bauer gewesen. So gelang ihm, sie tatsächlich zu beruhigen. Dann ging Chlaus zu Thade in den Stall und sagte: „Du, ich bringe dir lauter kugelrunde Rinder heim, lauter Prämierinder, kannst dich drauf verlassen!“

Hocherhobenen Hauptes schritt Chlaus dem Dorfe zu und kaufte dort ein Militärmesser. Er hatte nämlich sein schönes Sackmesser kürzlich in Geldnot einem Wirt verkauft. Auf dem Heimweg ging er an den Wirt-

schaften vorbei, als ob er diese Häuser als vollständig nicht vorhanden und absolut unnütz taxieren würde.

Zu Hause stieg er in den Estrich hinauf, kramte in alten Kisten, schleppte einen großen Koffer hinunter und packte alle Winterkleider aus. Marie-Theres mußte ihm da und dort Knöpfe annähen. Er rüstete sich aus wie nach dem Nordpol!

An einem schönen Morgen in aller Frühe zog er mit vier Rindern und einer Geiß ins Vorsäß. Seit vielen Jahren war er zum ersten Mal wieder Bauer. —

„Das Rennwägeli ist kaputt."

Der Herbst schüttelte die Bäume und färbte den Wald. Die Tante fand es an der Zeit, daß Lina jetzt wieder zu ihr heimkomme. Deshalb erschien sie eines Tages auf dem Sunnerain. Sie rühmte ihrer Schwester gutes Aussehen, musterte die Wirtschaft, lobte den Thade und den Vereli, ging mit Lini auf der großen Matte spazieren und fragte es über alle Einzelheiten aus. Besonders interessierte sie sich, wie ihm der Thade gefalle. Lini sagte, er sei ein guter Mutz, ein gescheiter Bauer, ein sauberer Kerl, aber etwas zu schüchtern. Die Tante war mit dieser Auskunft zufrieden; nur das wegen der Schüchternheit wolle sie ihm schon abgewöhnen. Sie wolle mit ihm reden.

Zuerst aber sprach sie mit der Mutter. Sie wisse schon, daß es dem Thade schwer falle, seinen Brüdern den großen Zins zu zahlen, sagte die Tante; er sollte eben ein schönes Frauengut erheiraten. Ob denn Thade und Lina nicht prächtig zusammenpassen würden? — Dann rechnete sie vor, was Lina einmal alles bekommen sollte. Eine solche Verbindung würde doch allen nur lauter Glück und Wohlstand bringen. Sie wartete nicht lange auf die Antwort ihrer Schwester, sondern ging zum Thade und sprach ihm mit großer Vorsicht, aber doch ziemlich deutlich von ihren Zukunftsplänen. Es gelang ihr aber nicht, Thades Schüchternheit so leicht zu besiegen. Im Gegenteil, Thade wurde mehr und mehr wortkarg und sichtbar übler Laune. Gegen Abend sprach die Tante den Wunsch aus, er solle mit ihnen heimfahren.

Jetzt hatte er genug. Das Blut stieg ihm in den Kopf und würgte ihn im Hals. Er schlich sich ins Tenn hinunter, nahm ein Landli vom Rennwägeli und schlug dieses so heftig in seiner Wut gegen die Mauersteine, daß es zerbrach. Daraufhin kam er in die Stube zurück und erklärte: „Das Rennwägili ist kaputt, und überhaupt muß ich heute Abend in die Feuerwehr." Die Koffern wolle er ihnen dann schon einmal bringen, aber heute gehe es einfach nicht. Lini versuchte zärtlich, ihn umzustimmen. Die Tante wollte für den Moment nicht weiter in ihn dringen, sondern zuerst mit Lina gehörig z'Boden reden.

Es war höchste Zeit, wollte man den letzten Zug noch erreichen. Die Mutter entschuldigte sich ergebenst wegen dem Ungeschick mit dem Fuhrwerk, aber Thade sei halt Chargierter und da dürfe er bei der Feuerwehrprobe sowieso nicht fehlen. Nach dem Abschied stieg Thade heimlich in seine Laube hinauf und sah, wie die Beiden fortgingen. Dann schweifte sein Blick weit über das Land hin; er schaute dabei auch lange auf das Hausdach, unter dem wohl Marie-Theres gar fleißig bei seiner Arbeit saß.

Auf dem Rückweg von der Feuerwehr versteckte er den Helm und den bunten Rock und machte ganz allein noch eine nächtliche Leiter-Uebung an der Hauswand unter Marie-Thereslis Fenster.

Wie der Gigerchlaus seinen Mann stellt.

Die Zeit verging wie im Fluge. Besonders schnell vergingen dem Thade die Stunden, welche er mit Marie-Theres verplauderte. Diese schienen ihm oft zu kurz, daß er sie vermehren mußte. Das war natürlich hinter Mutters Rücken nicht immer so leicht zu machen.

Auch auf dem Vorsäß verflogen die Tage schnell. Nicht aber die Abende. Tags-über hatte der Gigerchlaus neben dem Besorgen des Viehes immer genug kurzweilige Arbeiten. Er war jetzt Bauer, Schreiner, Maurer, Zimmermann und sogar Uhrmacher in einer Person. Aber am Abend, wenn das Licht fehlte, wenn die Zeit heranrückte, da er sich früher gewohnt gewesen, mit seinen Jaßkollegen im Wirtshaus zu sitzen, da wollte

der Zeiger der Uhr nicht weiterrücken. Da kam der Alkoholteufel auf Besuch und flüsterte ihm zu, wie schön es jetzt im Wirtshaus wäre, wie herrlich so ein Gläschen Schnaps die Kehle hinunterrinnen würde! Manchmal war er drauf und dran, durch den Schnee zu waten bis zur weit entlegenen Wirtschaft. Aber er konnte sich zusammennehmen. Nur fluchte er dann jedesmal, weil Marie-Theres ihm keinen Schnaps mitgegeben hatte: „Die Weiber wollen alles regieren — was verstehen sie aber von harter Mannesarbeit im einsamen und wilden Winterberg!"

Aber die ganze Zeit, ja sogar über Weihnacht und Neujahr, konnte er den Versuchungen widerstehen, schnapste er nie. Einen bessern Hirt und Hüter hätte Thade im ganzen Land nicht finden können.

Das mußten auch alle anerkennen, als der Gigerchlaus im Horner mit seinem kleinen Senten jauchzend und jodelnd z'Boden kam. Wirklich prächtige Rinder brachte er zu Tal. Und er selbst war ein ganz anderer Mensch. Der Klang der Stimme, die Farbe im Gesicht waren wieder frisch und gesund, sein Gang aufrecht und sicher. Die Mutter rühmte ihn auch gar sehr, gab ihm über den Lohn hinaus noch ein schönes Trinkgeld und entließ ihn mit den besten Worten.

Am andern Morgen, da Thade früh aus dem Hause trat und in den Stall hinüber wollte, sah er den Gigerchlaus im Tenn auf dem Spaltbock sitzen und an dem zerbrochenen Landli herumflicken. Thade war darüber sehr erstaunt. Gestern hatte ihm doch die Mutter den Lohn ausbezahlt und ihn entlassen. „Nun, das wird sich aufklären", dachte Thade, sagte: „Guten Morgen", und ging vorbei.

Thade war darüber sehr erstaunt.

Als der Chlaus gegen Mittag immer noch eifrig im Tenn arbeitete, fragte ihn Thade, ob er hier zu Mittag essen wolle. Chlaus schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, nein, ich bin da nur so zum Zeitvertreib. Ich habe nur so leider Gottes zu Hause nichts zu tun. Ueberhaupt hat mein Töchterli schon gekocht. Das ist eine malefiz gute Köchin; das spürt man erst, wenn man eine Zeitlang selber kochen mußte, ist überhaupt ein flottes Meitschi, mein Marie-Theres." Die Mutter, welche diesem Gespräch zugehört hatte, rief aus dem Küchenfenster, ja, ja, er solle nur zufrieden sein mit seinem Töchterli, es sei unverdient ein gutes. Er habe in der Beziehung ein unverdientes Glück.

Thade stand dabei, freute sich gewaltig ob diesen Worten und dachte: „Mutter, wenn du wüßtest, — wenn du nur wüßtest, wie recht du mit deinem Lobe hast!"

Was giftige Rätschweiber anrichten können.

Des Winters Kraft war schon gebrochen. Zwischen den Schneeflächen begann das Grün zu sprießen. Kalte, nasse und warme Tage wechselten ab. Zu dieser Zeit kam einmal die Mutter ganz aufgeregt und bärbeißig vom Dorfe heim. Im Laden hatten ein paar giftige Rätschweiber so laut, daß sie es hören mußte, ganz absurdes Zeug über Thade gesprochen: bei dem seiner Hochzeit komme einmal die Tanzmusik nicht teuer zu stehen, denn der Gigerchlaus spiele seinem Töchterli gerne genug auf. Und das sei ja ganz besonders geschickt eingefädelt, den zukünftigen Schwiegervater als Knecht einzustellen. Das war natürlich scharfer Schnupftabak für die Mutter. Es war nur verwunderlich, daß sie nicht sogleich ihrem Aer-

ger und Argwohn Luft machte. Sie aber wollte zuerst Beweise haben.

An einem Abend, da Thade mit einer billigen Ausrede wieder von zu Hause gegangen war, kam es der Mutter plötzlich in den Sinn, sie könnte jetzt doch noch jener armen Frau, die schon so lange krank war, ein paar Eier bringen und einen Krankenbesuch machen. Sie nahm also ein Körbchen und machte sich trotz der späten Stunde auf den Weg.

Natürlich führte ihr Weg hart am Haus des Gigerchlaus vorbei. Sie ging langsam und vorsichtig, ja nicht auf den Steinen, sondern auf dem schmalen Grasrand neben dem Weg. Und richtig hörte sie Stimmen hinter dem Haus. Und zwar erkannte sie Thade's Stimme ganz deutlich und hörte auch das Marie-Theres antworten.

Das genügte ihr. Sie kehrte um und trug die Eier wieder heim.

In der Stube löschte sie das Licht und wartete auf den Sohn. Beinahe hätte sie ihn nicht gehört, so vorsichtig und lautlos kam Thade ins Haus. Und wie erschrak er, als plötzlich Licht angezündet wurde und im Gang die Mutter vor ihm stand: „Thade, hab ich das an dir verdient, daß du mich derart hintergehst?" Er blieb stumm. „Das laß dir nur gesagt sein, mein Bub, das Marie-Theres, das schlag dir aus dem Kopf! Ich will nichts von dieser Süffel-Familie wissen. Der Apfel fällt nicht weit vom Baum. Das ist ein für allemal fertig. Aber daß du deiner eigenen Mutter kein Wort sagst, daß sie es von fremden Leuten auf eine wüste Art vernehmen muß, das habe ich nicht an dir verdient. Schäm dich, Thade, das hätte keiner von deinen Brüdern getan!"

Am Morgen kam der Gigerchlaus wie gewohnt auf den Sunnerain, um etwas zu helfen oder zu flicken. Da erreichte ihn ein Donnerwetter, wie er noch kaum erlebt hatte. Die Bäuerin war bald mit ihm fertig. Sie vertrieb ihn so energisch und traf ihn so empfindlich, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als schnurstraks ins Wirtshaus zu laufen. Dort nahm man den Gigerchlaus, den man schon monatelang vermißt hatte, gar herzlich und freundlich auf. Jetzt war er wieder in seinem alten Element. Nicht nur die bekannten Hocker sollten wissen, daß er sein früheres Leben wieder aufgenommen hatte, nein, das ganze Dorf erfuhr davon. Denn gegen Abend torkelte Gigerchlaus schwer betrunken und jodelnd von einem Wirtshaus zum andern. Schließlich wurde er bei einbrechender Dunkelheit vom „Sternen"-Wirt schonungslos auf die Straße gesetzt.

Brennende Hüte und brennende Herzen.

So kam er endlich heim.

Marie-Theres sagte kein Wort zu ihm. Es stellte das vom langen Wärmen zäh gewordene, verschmorrte Mittagessen auf den Tisch. Half ihm dann die Stiege hinauf, zog ihm die Schuhe aus und machte ihm das Bett zurecht. Der Vater bat es, ihm die Petrollampe brennen zu lassen, es werde ihm sonst schlecht. Dann ging es hinunter. Nicht lange hatte es Zeit, seinen neuen Sorgen nachzuhangen, da hörte es in Vaters Zimmer oben etwas auf den Boden fallen und klirren. Es sprang wieder hinauf, sah zu seinem großen Schrecken die Lampe zerbrochen, das Petrol lichterloh brennend über den Boden fließen und mitten drin brannte bereits ein Bund neuer Strohhüte. Es rannte in die Küche, um Wasser zu holen. Da prallte es gegen Thade. Dieser hatte von der Straße aus den Lärm gehört und im Fenster die flakkernde Helle gesehen. Mit ein paar Sätzen war er oben. Geistesgegenwärtig versuchte er mit dem Bettzeug die Flammen zu ersticken, ja er warf sich selbst mit der Matratze über die brennenden Hüte, riß die lodernden Vorhängli von den Fenstern und konnte so in kurzer Zeit dem Feuer wehren.

Nachher öffnete er die Fenster, ließ den Rauch hinausströmen und dann erst bekümmerte er sich um den auf der Untermatratze sitzenden und weinenden Gigerchlaus.

Der Schaden war nicht so groß, wie es in den Flammen geschienen hatte. Aber in diesem Zimmer schlafen konnte der Vater unmöglich. Marie-Theres sagte zum Thade: „Ich will dem Vater schnell in mein Zimmer hinüber betten, aber gelt, du laufst mir dann nicht davon, ich will dir noch danken."

Also ging Thade hinunter und wartete auf den versprochenen Dank. Da Marie-

Theres endlich in die Stube trat, sagte es: „Nun war der Vater wie geheilt, und jetzt wieder der Rausch, ohne jeden Grund, kommt einfach in diesem Zustand nach Hause. Es ist ein Jammer! Ich schäme mich vor dir."

Da berichtete Thade, daß der Vater wohl nicht ohne jeden Grund sich vollbetrunken habe. Er erzählte von Mutters Streit mit dem Chlaus und mußte dann wohl oder übel nach längerem Zögern auch verraten, daß es ihm selbst bei der Mutter nicht viel besser ergangen sei. Er schloß seinen Bericht mit den Worten: „Und so ist es jetzt vorderhand einmal, und solange man die Mutter nicht dazu bringen kann, ihren Entschluß zu ändern, müssen wir alle darunter leiden, sogar dein armer Vater."

Appenzeller Bauer auf dem Gang zum Markt.

Während Thade's Reden waren bittere Tränen aus den Augen des Mädchens geflossen. Nun vergrub es sein Gesicht in beide Hände und saß, vom Schluchzen geschüttelt, lange Zeit auf der Bank neben dem Thade. Dieser versuchte es mit guten Worten zu trösten: „Es wird mir schon gelingen, den Sinn der Mutter zu ändern. Du mußt nur jetzt nicht den Mut und den Glauben verlieren. Und wenn es dann einmal so weit ist, dann müssen wir für den Vater auch keine Angst mehr haben; ich habe ihm dann Arbeit für sein Leben lang." Seine eindringlichen und hoffnungsreichen Worte vermochten nicht, des Mädchens Weinen und Schluchzen zu besänftigen. „Marie-Theres, sag doch etwas, wir wollen doch darüber reden, glaub mir doch", aber es blieb stumm. Da legte er seinen starken Arm ihm auf die Schultern, zog es an sich, nahm ihm die Hände vom Gesicht und zwang es, ihn anzuschauen. Er hielt das zarte Gesichtlein in seiner schwieligen Hand und schaute lange in die traurigen, von Tränen glitzernden Augen und sagte: „Mein liebes Kind — glaub mir, glaub mir felsenfest, ich verlasse dich nicht, und wenn die ganze Welt dagegen ist. Jetzt mußt mir glauben." Er hielt es fest wie in einem Schraubstock und gab ihm einen kräftigen Kuß mitten auf die roten Lippen. Es drehte und entwand sich schließlich seiner Gewalt und sprang auf: „Jesses, Thade, was machst du, hast du nicht gehört — der Vater!" Aber der Thade wollte nichts vom Vater hören; er nahm das sich wehrende Mädchen in seine Arme und küßte es wieder und wieder. Schließlich mußte das Marie-Theres nachgeben und wurde so zahm, daß es lange an seine Brust gelehnt, neben ihm saß und das Elend und das Weinen vergaß.

Mit halb geschlossenen Augen flüsterte es: „Wenn du da bist, habe ich nie Angst; wenn du bei mir bist, dann ist alles so schön; bleib immer bei mir, Thade!"

Die Liebe ließ sie alles Widerwärtige vergessen und sie plauderten Stunde um Stunde von der nahen glücklichen Zukunft.

Schon stieg die Morgendämmerung ob dem Schnee der Berge auf, da Thade über die Matte heimzu schritt. Die Luft roch nach Nebel und nach Märzenföhn. Die erste Amsel pfiff auf dem kahlen Birnbaum. Thade hätte mit ihr jubeln und jauchzen mögen. Sein Herz war übervoll von Glück und Freude. Er lief in den werdenden Tag hinein und dachte: „Ich werde schon schaffen, daß ich meinen Brüdern zinsen und abzahlen kann, und Marie-Theres wird mir helfen. Und wenn es schlimm gehen soll, dann will ich immer noch lieber mit glücklichem Herzen hungrig sein, als ohne Liebe und Glück dick und satt."

Die einzige Spur.

Am Morgen wartete Marie-Theres lange vergebens mit dem Frühstück auf den Vater. Da es schließlich gegen Mittag an seine Türe klopfte und keine Antwort vernahm, trat es ein und fand das Bett und das Zimmer leer. Was war das wieder für eine neue Mode, sogar ohne Frühstück fortzugehen! Den halben Nachmittag hielt es sein Mittagessen bereit. Gegen Abend durchsuchte es das ganze Haus, um eine Erklärung zu finden. Es ging auf die Straße, um nach ihm Ausschau zu halten und vielleicht zufällig von den Leuten etwas über des Vaters Verbleib zu vernehmen.

Der Abend kam und mit ihm die Angst um den Vater. Marie-Theres konnte nicht mehr untätig zu Hause sitzen. Es lief schnell ins Dorf hinunter und strich im Schutze der Dunkelheit um die Wirtshäuser herum. Es fand keine Spur und ging wieder heim. Aber kaum saß es wieder in der Stube, trieb es die Angst nochmals fort. Diesmal ging es in die Wirtshäuser hinein und fragte nach dem Vater. Man hatte ihn nirgends gesehen. Daheim im Bett, fuhr es ob jedem Geräusch aus dem hauchdünnen Schlaf auf und glaubte des heimkehrenden Vaters Schritte zu hören. Die Nacht verging und der halbe Vormittag, Marie-Theres wußte sich nicht mehr zu helfen. „War er vielleicht am Morgen früh ins Vorsäß hinauf? Wußte man im Sunnerain etwas davon? Thade weiß sicher einen Rat." In seiner großen Angst sprang es gegen Mittag auf das Sunnerain-Haus zu und suchte nach dem Thade. Die Mutter trat ihm entgegen und sagte, der Thade sei gegen das obere Tal ins Holzwerk; was es von ihm wolle? Marie-Theres, durch den kalten und abweisenden Ton in Mutters Stimme ganz erschrocken, stammelte: „Ich will ihn nur etwas fragen." Da stemmte die Mutter beide Fäuste in die Hüften, schaute dem Mädchen scharf und hart in die Augen und sagte: „Für dich gibt es in Zukunft hier nichts mehr zu fragen und nichts mehr zu antworten! Das ist ein für allemal fertig! Verstanden! Es ist gemein und dreckig genug, daß du so lange dein hinterhältiges Spiel getrieben hast. Jetzt ist Schluß für immer! Der Thade weiß es, und du weißt es jetzt auch. Und wenn du nicht genug hast, komm einmal da in die Stube, ich will dir dazu noch sagen warum!"

Marie-Theres, erschüttert von den vielen harten Worten, zog es vor, schweigend davon zu gehen: „Das auch noch!"

Aber wenn es schließlich nur wüßte, wo der Vater sei. Es lief ins Dorf und fragte bei den Leuten. Ja es ging zum Gemeindepräsidenten und bat, man solle den Vater suchen. Das war ein guter Mann, hörte bedächtig zu, versprach ihm, alles zu tun, um den Vater möglichst bald zu finden. Es verbrachte eine zweite angstdurchwachte Nacht allein. Am Morgen kam der Polizist und fragte nach den verschiedensten Dingen, durchsuchte das ganze Haus, um Anhaltspunkte zu finden. Dann sagte er, es sei ein Hut am Seeufer gefunden worden, es solle mitkommen und schauen, ob es des Vaters Hut sei. —

Der Hut lag beschmutzt und zerknüllt im Polizeibüro auf dem großen Tisch. Marie-Theres erkannte ihn sofort. Das Blut blieb ihm in den Adern stocken. Vor seinen Augen wurde es schwarz. Es griff nach der Wand und rang mühsam nach Atem.

Wahrhaftig, es war Vaters Hut, den er in letzter Zeit getragen und mit dem er das letzte Mal aus der Wirtschaft heimgekehrt war.

Das war bis jetzt die einzige Spur, welche man gefunden hatte. Der See war nahe der Fundstelle sehr tief. Das erschwerte die Sucharbeiten. Mit bewundernswerter Ausdauer wurde Tage lang mit den schweren Hacken getragelt; die ganze Bevölkerung unterstützte die Sucharbeiten. Der Hut blieb die einzige Spur.

Je weniger Anhaltspunkte bei einem Ereignis vorhanden sind, um so zahlreicher entstehen die Gerüchte. Dies und das hatte man schon lange kommen gesehen, dieses und jenes schon lange gedacht und gesagt, sicher war der Gigerchlaus selber in den See gegangen, aus Schwermut oder im Rausch. Anzeichen, Vermutungen, selbst Beweise dafür wurden herumgeboten.

Da stemmte die Mutter beide Hände in die Hüften.

Wie ein Auto in den Abgrund stürzt.

Das ganze Tal war darüber in heller Aufregung; nur der Thade wußte nichts davon, und das hatte seinen besonderen Grund.

An jenem Morgen, da Thade so glückstrahlend über die Matte heimgekehrt, war er nach dem Melken sofort mit Vereli in den Wald gefahren. Dieser Wald lag viele Wegstunden entfernt gegen das obere Tal zu, weit oben am steilen Bergabhang. Sie wollten Holz reisten, denn dort lagen viele gefällte und abgeastete Bäume im Schnee bereit zum Abtransport. Dort, wo der Reistweg über die Landstraße ging, sollte Vereli als Wache aufpassen. Zuerst aber mußten sie die größten Hölzer zu zweit in die richtige Lage bringen. Vereli meinte, er könne von dort drüben gut sehen, ob jemand auf der Straße sei, daher brauche er nicht so weit hinunter zu gehen. Thade, der sowieso den Kopf nicht bei der Arbeit, sondern voll herrlicher Gedanken an das Marie-Theres hatte, hörte nicht auf des Buben Rede. Da Vereli eine Zeitlang fort war, jauchzte Thade und ließ den ersten der Baumstämme los. Ei, wie das durch den Wald klang, wenn das Holz aufschlug und weiter jagte, auf der Landstraße aufprallte und manchmal im Bogen darüber hinaussprang, sodann krachend weiter stürzte bis tief hinunter zum Bach! Thade lauschte jedesmal gespannt, bis er den letzten Aufschlag vernommen. Da aber hörte er einmal etwas Verdächtiges. Es war nicht der gute Klang von Holz und Stein, eher ein Klirren von Metall und Glas. Thade sprang vor, bis er auf die Straße sehen konnte. Zu seinem Schrecken erblickte er ein großes Automobil, von seinem mächtigen Baumstamm gerammt, über den Rand der Straße gedrückt. Dieses schwankte einige Augenblicke über dem Abgrund, ein Mann sprang aus dem Wagen, da neigte sich das Auto und stürzte krachend in das Tobel hinunter.

Thade blieb wie versteinert auf seinem Auslug stehen. Er zögerte, ob er aufwärts und davon, oder hinunter auf die Landstraße gehen sollte. Da sah er den Vereli drunten stehen und mit der Hand zu ihm hinauf zeigen, sah ein zweites Auto anhalten. — Zögernd stieg er hinunter.

Zitternd und kreidebleich stand der dem Tode knapp entronnene Automobilist da, erholte sich aber zusehends und fuhr schimpfend

und fluchend über Thade her. Andere kamen dazu. Man holte die Polizei. An Ort und Stelle wurde ein Verhör und Protokoll aufgenommen. Thade wurde mitgenommen auf den Polizeiposten im großen Kurort. Er schämte sich, bei all den Häusern vorbei wie ein Verbrecher abgeführt zu werden und fürchtete, dem Lini oder der Tante zu begegnen. In seinem Kopf stürmten die Gedanken wild durcheinander. „Es ist wenigstens niemand tot oder verwundet. Was kostet wohl so ein Wagen? Aber zu dem Wald gehört doch das Recht, über die Landstraße zu reisten."

Oben angekommen, wurde er nochmals lange verhört und schließlich aufgefordert, innerhalb kürzester Frist 10,000 Franken als Ersatz für den vollständig demolierten Wagen zu deponieren. Wo aber sollte er das viele Geld hernehmen? Das war ja unmöglich! Thade wollte heim, sich mit der Mutter beraten. Doch ließ man ihn nicht fort. Zuerst müsse er das Geld beschaffen.

In seiner großen Not fiel ihm gar nichts anderes ein, als seine Tante, die in diesem Orte wohnte, als Bürgschaft anzugeben. Also ging der Polizist zur Tante Rosa und brachte sie nach kurzer Zeit auf den Posten.

Das war ein ungemütliches Wiedersehen. Thade stand ganz zerknirscht in dem Untersuchungszimmer, dessen Wände mit vielen hundert Verbrecherphotographien behängt waren. In einer Ecke lagen verrostete Wildererflinten und Fuchsfallen, zusammen mit Fischruten, Revolvern und Schlagringen. In Gegenwart des Polizisten mußte Thade der Tante seine Bitte vortragen. Diese machte ein gar ernstes Gesicht, schlug verschiedene andere Lösungen vor und sagte schließlich, sie wolle schauen, ob sie es machen könne, sie gäbe dann Bericht. Als sie auf die Straße trat, mußte sie sich durch eine gaffende Menge den Weg bahnen. Vereli konnte heimfahren. Thade mußte bleiben.

Gefangen.

Stunde um Stunde verrann in unendlicher Langsamkeit. Mählich wurde es dunkel. Der ersehnte Bericht von der Tante kam nicht. Man sperrte den Delinquenten im obern Stock in eine Zelle und reichte ihm eine Suppe. Da saß er nun und hatte Zeit, seine vielen traurigen Gedanken auszuquetschen: „Wenn die Tante nicht hilft, nimmt man mir alle Kühe weg. 10,000 Franken, das ist ja verrückt, das bedeutet so viel wie die Gant! Der Heustock ist auch nicht mehr groß." Er legte sich widerwillig auf die harte Pritsche mit dem stinkenden Kissen, warf sich die halbe Nacht hin und her, bis ihn endlich der Schlaf für kurze Zeit von dem quälenden Sinnieren befreite.

Erst am späten Vormittag kam Bericht von der Tante. Sie habe Wertschriften in der verlangten Höhe zu Thades Gunsten auf der Bank deponiert. Daraufhin wurde Thade vorläufig auf freien Fuß gesetzt.

Sein erster Gang war zur Tante, um der großen Wohltäterin zu danken. Lini war nicht zu Hause, das erleichterte ihn. Die Tante sagte, sie habe ihm leider diese bittere Nacht nicht ersparen können, denn die Bank sei schon um fünf Uhr geschlossen gewesen. Sie lud ihn zum Mittagessen ein. In seinem schmutzigen Holzergewand saß er in der noblen Stube, neben der reichen Tante, wie ein unglücklicher Bettler. Sie verfehlte natürlich nicht, während dem Essen seinen unerhörten Leichtsinn und ihre grandiose Hilfsbereitschaft hervorzuheben. Auch hoffe sie, daß er sein Leben lang ihr dankbar sein werde. Schließlich erklärte sie, das Geld aber nur mit monatlicher Kündigung vorschießen zu wollen. Jetzt merkte er, daß er sich nun vollständig in ihrer Gewalt befinde. Er empfand das wie ein Hammerschlag. Ganz geduckt, wie ein alter Mann, saß er am Tisch, aß fast nichts und hörte die vielen Worte der Tante, die alle nur den gleichen Sinn zu haben schienen: „Jetzt, Bürschlein, bist du in meiner Hand; probier und mucke nochmals auf gegen meine Pläne, dann ziehe ich die Schlinge zu, bis du schön brav und gehorsam wirst!"

Auf dem Heimweg machte er an der Unfallstelle halt und stieg ins Tobel hinunter bis zum Bach, wo immer noch das abgestürzte Automobil lag. Dieser zerschlagene, verbeulte, schmutzige Haufe von Metallteilen war kaum mehr als ehemaliges Auto erkennbar. Eine Wache stand dabei. Thade

dachte im Geheimen: „Der bewacht meinen Ruin!"

Er fuhr mit seinem Velo heimzu, und immer schwerer drückten ihn seine Sorgen: „Wenn ich nur einen Ausweg wüßte, wie ich je einmal diese ungeheure Summe bezahlen kann!" Alles Geld und allen Kredit hatte er verbraucht, um den Brüdern eine große Anzahlung machen zu können. Es war nicht daran zu denken, daß diese ihm nun beispringen könnten, da sie den ganzen Betrag für ihre neue Existenz verwendet hatten. „Es ist mir einfach ganz unmöglich, von irgendwem Geld zu bekommen. Soll ich denn die Kühe verkaufen? — das Roß? — die Mähmaschine? Mein eigenes Fortkommen damit untergraben?" Er rechnete aus, was jede Kuh für einen Preis erzielen würde, wie hoch der Heustock noch geschätzt werden könnte. Er dachte daran, das Vorsäß zu verkaufen. Aber da war ja eine Hypothek bei der Bank belehnt, also auch da nichts zu machen. „Die Alptitel sind auch verpfändet; es ist einfach kein Ausweg, nirgends auch nur die kleinste Aussicht, aus dieser Schlinge zu schlüpfen. Wie kann ich jetzt dem Marie-Theres mein Versprechen halten? — Daran ist jetzt nicht mehr zu denken."

Zu Hause hatte Vereli der Mutter von dem großen Autounglück ausführlich berichtet. Soweit er, was geschehen war, wissen konnte.

Porträt des Landammann und Landeshauptmann Franz Alois Achermann ab Ennerberg
(gemalt von Joh. Melchior Wyrsch, Buochs)

Beim Helgenstöckli.

Da nun Thade zurückkam, wollte sie alle Einzelheiten wissen. Sie saß ihm gegenüber am Tisch und schaute auf ihre untätigen Hände und auf den Strumpf, den sie hatte flicken wollen. Wenn Thade etwas zögerte oder stockte, dann sagte sie nur kurz aber bestimmt: „Und weiter", sagte nicht viel, aber man sah ihr an, wie mühsam die Schwere des Unglücks auf ihr lastete. Ohne vom Strumpf aufzusehen, begann sie zu reden: „So, und das just in einem Moment, da sowieso das ganze Dorf von dir redet. Du kannst ja freilich das, was unterdessen hier geschehen ist, noch nicht wissen. Der Gigerchlaus hat sich im See ertränkt." Thade fuhr auf: „Was? Das ist doch nicht möglich, das ist doch nicht wahr; wann, wo?" „Also so ganz bestimmt weiß man es noch nicht. Er ist spurlos verschwunden; man hat seinen Hut am See gefunden. Sie suchen ihn im See; sie werden ihn vielleicht schon gefunden haben. Jetzt kannst du mir erst recht dankbar sein, daß ich dich von deiner verrückten Liebschaft geheilt habe und daß ich dich davor bewahrte, des Selbstmörders Schwiegersohn zu sein."

Damit war das Gespräch zu Ende. Thades erster Gedanke war: „Jetzt muß ich zum Marie-Theres; in diesem Elend kann ich es nicht allein lassen." Dann aber überlegte

er sich, ob er mit seinem Bericht das Elend nicht noch vergrößern würde. Er müßte ihm ja sagen, daß durch diese unglücklichen neuen Schulden eine Heirat wenigstens für lange Zeit ganz unmöglich geworden sei. Sollte er dies ihm jetzt sagen, jetzt, da es um den Vater trauerte? Marie-Theres würde früh genug zu hören bekommen, was ihm beim Holzreisten zugestoßen war und sein Fernbleiben verstehen. Anderseits begriff er die Mutter, die niemals einverstanden sein konnte, wenn er die Tochter eines Selbstmörders als Frau auf den Sunnerain heimführen würde. Er stand am Fenster, nagte an seinen Lippen und schaute durch die Vorhängli, ohne etwas zu sehen. Die geballten Fäuste vor der Brust schüttelnd, haderte er mit seinem Schicksal: „Soll nun alles gegen uns verschworen sein, soll das Herz und die Liebe unterliegen und verderben, weil in der Welt das Geld regiert und uns das Unglück nicht aus den Klauen läßt? Und was kann ich tun? Soll ich auf den See und nach dem Leichnam suchen helfen? Soll ich zum Marie-Theres gehen und sagen: Ich bin ruiniert, ich kann dich nicht heiraten, aber ich hab dich trotzdem lieb?" In seiner Brust tobte ein Kampf und wühlte ein Schmerz, daß ihm die Augen überliefen. Aber er konnte damit nichts ändern.

Nach einigen qualvollen Tagen traf Thade das Marie-Theres beim Helgenstöckli. Es war spät am Abend. Er fühlte sich verpflichtet, der notwendigen Erklärung nicht feige auszuweichen und sagte ihm, warum er nicht gekommen sei. Er erzählte von dem Autounfall, vom Geld der Tante, welches sie jederzeit zurückfordern könne, daß er jetzt in ständiger Angst vor dem Schuldentreiber leben müsse. Das Mädchen schaute voll Anteilnahme und Mitleid zu ihm auf und sagte ganz weich: „So, hast du also auch Unglück, du Armer, nicht nur ich allein." Es berichtete, die Polizei habe keine weitere Spur vom Vater gefunden: „Es muß ihm ein Unglück zugestoßen sein, das weiß ich gewiß, der Vater hätte nie sich ein Leid angetan. So viel Glauben und Gottvertrauen hat er immer gehabt." Thade versuchte mit lieben Worten das Mädchen zu trösten. Aber das nützte nicht viel. Alle Möglichkeiten hatte es in diesen bitteren Tagen und Nächten hundertmal erwogen, alle Gedanken, die im Zusammenhang erfindbar waren, durchlitten. Stumm und still stand es mit gesenktem Haupte neben dem Helgenstöckli und ließ den Thade reden. Endlich hob es den Kopf, schaute mit seinen schönen, traurigen Augen dem Thade ins Gesicht und sagte bittend: „Thade, lieber Thade, was sollen wir nun tun? Gib mir deinen guten Rat." Thade antwortete zögernd und verlegen, man müsse jetzt halt eben zuwarten, und unterdessen sei es besser, wenn sie nicht zusammenkämen, um nicht noch mehr ins Gerede der Leute zu kommen. Da füllten sich auf einmal die Augen des Mädchens mit Tränen. Mit heftigem Aufschluchzen vergrub es das Gesicht in beide Hände und ging so ohne ein Wort vom Thade fort, weinend in die Nacht hinaus. — — —

Eine wichtige Reise und ein eleganter Besuch.

Wenn es dunkel genug ist, dann leuchten die ewigen Sterne. Zu diesen blickte Thade auf dem Heimweg empor. Er schlief nicht gut in dieser Nacht. Das Unglück hatte ihn nun soweit erniedrigt, daß er anfing, sich zur Wehr zu setzen. Er war nicht gewillt, alles einfach hinzunehmen. Jetzt wollte er handeln, wollte für seine Zukunft kämpfen.

Thade erinnerte sich an einen Offizier in den Wiederholungskursen, der bei allen sehr beliebt, ein Mann von untadeligem Charakter gewesen und das Vertrauen von hoch und nieder in gleichem Maße besessen hatte. Dieser war Rechtsanwalt in der Stadt. Thade fuhr mit dem Velo zu ihm. Er erzählte ihm die ganze Geschichte mit dem Automobil, das einem Ausländer gehöre, daß er 10.000 Franken habe deponieren müssen, daß er von der Polizei bis heute keinen weiteren Bericht bekommen habe und meinte: „Ich weiß ja nicht, ob der verunglückte Wagen wirklich soviel wert gewesen ist. Ueberhaupt gehört zu dem Wald ein Reistrecht über die Landstraße und beim unteren Rank war eine Tafel angeschlagen mit der Aufschrift: „Achtung, Gefahr, Holzarbeiten!"

Der Advokat stellte eine lange Reihe von Fragen an den Thade und schrieb darüber ganze Bogen voll. Dann erkundigte er sich freundlich, wie es ihm sonst gehe. Er nahm sich sogar Zeit, ein wenig über den letzten Wiederholungskurs zu plaudern. Beim Abschied klopfte er ihm leutselig auf die Schulter und sagte, er wolle sich die Sache überlegen und sich der Angelegenheit annehmen, er sende dann Bericht. Schon der Klang seiner Stimme und die liebenswürdige Art, wie er mit ihm redete, erweckten in Thade das größte Vertrauen. Im Glauben und mit der Hoffnung, daß sein Offizier das Allerbeste für ihn tun werde, fuhr er heim.

In den ersten Tagen nach dieser Reise in die Stadt erwartete Thade mit jeder Post einen Bericht. Nach ein paar Wochen kam ein Brief vom Rechtsanwalt mit weiteren Fragen. Thade antwortete sogleich. Dann aber kam lange Zeit kein Bescheid. Thade's Geduld wurde viele Wochen lang auf eine harte Probe gestellt.

Porträt der Frau Maria Katharina Franziska Traxler geb. Achermann
(gemalt von Joh. Melchior Wyrsch, Buochs)

Mitten im Heuet kam die Tante mit Lini für einige Tage auf Besuch. Sie hatten sich diesmal nicht angemeldet, waren einfach plötzlich da. Die Tante machte auch diesmal eine Inspektionsreise durch Küche, Haus und Stall, stolzierte wie ein Pfau über die Matten und hatte allerlei auszusetzen. Sie ließ durchblicken, Thade könnte unter solchen Verhältnissen etwas mehr arbeiten; er scheine es recht gemütlich zu nehmen. Lina hatte einen Liegestuhl mitgebracht und lag gemütlich an der Sonne.

Diesmal war das Fräulein etwas heikel, es beklagte sich, sein Bett sei zu wenig weich, es könne nicht gut schlafen, jammerte auch, weil kein Bad im Hause sei: „Wenn ich einmal hier wohnen müßte, würde ich den obern Stock vollständig umbauen. Neben die Kammer müßte mir ein Badezimmer mit grünen Kacheln; das wäre fein, hygienisch und zeitgemäß."

Die Mutter aber machte sich über solche Pläne viele Gedanken. Wenn man dem Lini alle Wünsche erfüllen müßte, könnte das noch teuer zu stehen kommen, ja vielleicht mehr Geld kosten, als die ganze Mitgift ausmachen würde.

Die Tante ging vom Sunnerain aus gelegentlich zu Bekannten. An einem solchen Nachmittag, an dem sie abwesend war, bekam Lini Besuch aus dem Kurort. Es war ein eleganter junger Herr, in hellgrauen Pumphosen und beinahe schneeweißem Hut. Mit einem dicken Spazierstock in der Luft herumwirbelnd kam er, eine Zigarette rauchend, auf das Haus zu.

Mit theatralischem Handschlag und großer Herzlichkeit begrüßte er Lina. Die Mutter schaute zu und merkte, daß die Beiden gut mit einander bekannt sein mußten. Das sei der beste Hockey-Sportsmann im Kurort, rühmte Lini, weit über die Schweizergrenze hinaus bekannt; er werde oft in den Illustrierten abgebildet. Der Herr lächelte über

Lini, das so weltabgeschieden in einem primitiven Bauernhaus seine Ferien verbringe. Er benahm sich so ungeniert, als ob er hier zu Hause wäre. Er hätte Durst, meinte er, und wäre gar nicht abgeneigt, allerhand zu trinken. Auch für feinen Bauernspeck wäre er zu haben. Lini schämte sich einwenig, weil er so unverblümt zu essen und zu trinken forderte und sagte der Mutter vertraulich: „Es ist mir nicht angenehm, daß er gekommen ist. Schon lange läuft er mir nach, aber ich mag ihn nicht leiden, nur kann ich eben nicht zu schroff gegen ihn sein; er ist ein gar berühmter Mann."

Die Mutter kümmerte sich scheinbar wenig um die Beiden. Gegen Abend verreiste er wieder. Lini begleitete ihn ein Stück weit auf dem schmalen Fußweg. Wie zufällig ging die Mutter gegen die obere Matte zu. Da sah sie das Lini an den Stamm des großen Birnbaumes gelehnt und der berühmte Sportsmann vor ihm stehen. Sie schienen damit beschäftigt zu sein, Abschied zu nehmen. Er hielt des Mädchens beide Hände und blies ihm Rauch ins Gesicht. Dieses wehrte sich nicht stark, wehrte sich auch nicht, da er es umarmte und küßte, schien sogar großen Gefallen daran zu finden. Bei diesem Anblick erschrak die Mutter: „Das ist gewiß kein braves Mädchen", dachte sie, „und so ein leichtsinniges Geschöpf sollte einmal junge Frau auf dem Sunnerain werden? Nein, davor behüte mich Gott und alle Heiligen!"

Mit finsterer Miene kehrte sie heim. Sie trat in die Stube, öffnete den Sekretär, kramte in ihren Briefschaften und Büchlein, rechnete und schrieb Zahlen und sagte halblaut vor sich her: „Wenn ich das Geld hätte, wenn ich nur das Geld hätte, ich würde meiner Schwester die zehntausend Franken hier auf den Tisch hinlegen und sagen: ‚nimm dein Geld und deine Pflegetochter und verschone uns mit deinen Tugenden und Ratschlägen', ja das würde ich sagen." Und weiter dachte sie, daß ihr ein armes, braves und gschaffiges Mädchen doch noch lieber wäre als so eine Schmuserin.

Diesmal waren Lini's Ferien nur von kurzer Dauer. Eine ziemlich heftige Aussprache zwischen der Mutter und der Tante führte ein rasches Ende und eine beschleunigte Abreise herbei.

Trotz der angedrohten Kündigung des Geldes waren sie auf dem Sunnerain froh, endlich wieder allein zu sein.

Wie der Briefträger ein Glücksbringer sein kann.

In diesen Tagen brachte die Post einen gar wichtigen Brief. Thade getraute sich kaum, das große gelbe Kuvert vom Rechtsanwalt zu öffnen. Verschiedene Schriftstücke lagen darin: Vollmachtserklärung, Abtretungserklärung und ein Schreiben mit der Aufforderung, die beiliegenden Urkunden zu unterschreiben. Thade blieb stehen und studierte den Inhalt genau. Nach und nach glättete sich seine sorgenvolle Stirne, seine Backen wurden rot und die Augen flogen immer aufgeregter über die Zeilen. Das war ja eine unglaubliche Freudenbotschaft, war ja ein unerhörtes Glück! In großen Sprüngen eilte er auf das Haus zu und rief: „Mutter! Mutter! so komm doch, komm, hör mir zu!" Mit klopfendem Herzen und übersprudelnden Worten erklärte er den Inhalt des Briefes: „Erstens koste das demolierte Auto nicht 10,000 Franken, sondern nur 8000. Zweitens muß die ausländische Versicherung drei Viertel davon bezahlen. Also trifft es für mich nur zweitausend Franken, statt zehntausend. Das hat alles der Advokat in der Stadt für mich durchgesetzt. Du, denk dir, nur zweitausend Franken! Das kann ich ja bis im nächsten Jahr ersparen und zahlen. Weißt du, Mutter, das ist ein unerhörtes Glück für mich! Das heißt soviel wie frei und unabhängig sein und noch viel mehr!"

Die Mutter konnte sich vor lauter Freude nicht mehr beherrschen: „So, kommt jetzt doch das Glück wieder zu uns! Jetzt, Thade, müssen wir es mit beiden Händen fassen und nicht mehr loslassen. Weißt du, so viel wie du jetzt brauchst, habe ich dann auch noch auf der Seite." Sie holte aus dem Sekretär ein Kassabüchlein und legte es vor Thade offen auf den Tisch. „Das ist, Gott sei Dank, gerade genug. Das kannst du jetzt haben, um die Schuld zu bezahlen. Dann kannst du

der Tante die deponierten Wertschriften zurückschicken lassen und bist frei."

* *
*

Wie das Unglück selten allein kommt, so kann auch das Glück zu gleicher Zeit vielgestaltig zu den Menschen herabsteigen.

Gegen Abend saß Thade vor dem Gaden und dengelte. Der helle Klang des unermüdlich fallenden Hammers schwang wie ein Feierabendläuten durch die Luft. Der junge Bauer achtete wohl gut auf die Arbeit, aber seine Gedanken konnten trotzdem weit herumschweifen. Zum Beispiel konnten sie in der Nachbarschaft spazieren gehen, in einem der nächsten Häuser durchs Fenster hineinschlüpfen und dort dem emsig hütelnden Mädchen zuschauen. Aber das war ganz falsch. Das Mädchen, das Thade's Gedanken und Herz so sehr beschäftigte, saß nicht daheim in der Stube, sondern war soeben im Begriffe, in der größten Eile dem Sunnerain zuzulaufen.

Die Mutter gab dem Mädchen die Hand.

Ja, Thade sah es wirklich durch die Straße und den schmalen Fußweg daherrennen mit wirbelnden Armen und mit fliegenden Röcken, in der Hand ein Stück Papier schwenkend. Es stürmte auf Thade zu und rief: „Er lebt noch! Er lebt noch!" „Wer?" „Der Vater — mein Vater — hier ist ein Brief von ihm." Thade spürte, wie es ihm durch alle Glieder fuhr. Voll Erregung griff er nach dem Brief, hielt ihn in beiden Händen und las bedächtig Wort für Wort. Marie-Theres stellte sich so halb hinter ihn und schaute über seine Schulter auf den Briefbogen.

Wahrhaftig! Das war ein Schreiben vom Gigerchlaus an seine Tochter Marie-Theres. In großen Buchstaben, mit etlichen Tintenspritzern und Tolggen verziert, stand da geschrieben, der Vater habe in der Westschweiz seit langem gute Arbeit. Es gehe ihm gut. Er habe nicht früher schreiben wollen, als bis er über seine Zukunft sicher sein könne. Jetzt mußt du nie mehr um mich Angst haben wegen dem Schnaps. Ich schicke dir vorläufig zweihundert Franken Erspartes."

Ergriffen schauten sich die Beiden voll Freude in die Augen und Marie-Theres sagte: „Jetzt hat die Muttergottes auf dem Berg doch geholfen und meine Gebete erhört." — Thade aber konnte für seine Gefühle nicht gleich Worte finden. Er umfaßte das liebe Mädchen mit beiden Armen, hob es vom Boden, drehte sich mit ihm rings herum, dann küßte er es innig und glücklich, ließ es kaum zu Atem kommen vor lauter stürmischer Zärtlichkeit. Es ließ dies alles mit sich geschehen, lag in seinen Armen, ganz ihm übergeben, ohne zu denken, nur voll von unendlicher Glückseligkeit.

Thade schaute um sich, um festzustellen, ob die andere Welt auch noch existiere. Er guckte verstohlen zum Haus hinüber und entdeckte dort am Küchenfenster die Mutter. Es schien, als ob sie schon lange ihnen zugesehen hätte, machte aber trotzdem keine böse Miene.

Das bewog Thade zu einem raschen Entschluß. Er nahm das Mädchen bei der Hand und sagte: „Komm, Marie-Theres, ins Haus; wir zeigen den Brief der Mutter." Es wehrte sich: „Nein, in diesem Gewand und ohne vorher zu wissen!" Aber schon rief

Thade zu dem Küchenfenster hinauf: „Mutter, ich bringe dir Besuch und eine unglaubliche Nachricht!“

Er zog also das Marie-Theres hinter sich die Stiege hinauf. Die Mutter gab dem Mädchen die Hand und sagte: „So, es geht dir, wie es scheint, wieder besser als in der letzten Zeit.“ Jetzt zeigte Thade den Brief und sagte: „Da lies, Mutter; das wird dich auch freuen!“ Sie ging in die Stube, um die Brille zu holen, und die Beiden hinter ihr nach. Aber sie kam nicht zum ruhigen Lesen, weil die andern in ihrer übersprudelnden Freude nicht schweigen konnten. Langsam nur wurde ihr der Inhalt und die Bedeutung klar. Dann aber atmete sie erleichtert auf und sagte: „Gott sei Dank! Jetzt wird doch noch alles gut!“

Und wie gut alles werden könne, das setzte nun Thade auseinander. Er meinte, sie wollen jetzt doch bei dieser Gelegenheit gerade ein wenig darüber reden. Er wußte es malefiz schlau einzurichten, daß die Mutter bald einmal hinter dem Tisch saß, schön zwischen ihm und Marie-Theres. Er sagte: „Mutter, du hast mich gern und willst mich nicht unglücklich machen. Ich kann mir aber keine schöne und glückliche Zukunft denken ohne das Marie-Theres. Mit Gewalt habe ich versucht, dir zu gehorchen. Es geht nicht mehr. Jetzt will ich dich nur als dein braver Bub herzlich bitten, laß uns doch zusammen, damit wir dir beide, dein Leben lang, Freude machen können.“

Der Mutter Augen glänzten. Voll Rührung schaute sie vom einen zum andern und sagte dann: „Ihr habt jetzt Glück und ein schönes Leben vor euch, aber ich rate euch nur eines: mißbrauchet nicht das Glück und die Freude; seid dem lieben Gott dankbar, daß er jetzt alles für euch so gut gefügt hat.“ Da ward die Freude in den Herzen der Beiden noch größer. Sie wollten nicht mehr aufhören mit Danken und Reden und Pläne schmieden. Die Mutter aber erinnerte sich plötzlich, daß sie für das Nachtessen Feuer im Herd hatte.

So blieben die Beiden allein hinter dem Tisch. Thade streichelte mit seiner schwieligen Hand die zarte Backe des Mädchens und fragte: „So, was meinst jetzt dazu?“ Es schaute ganz lind zu ihm auf und flüsterte: „Jetzt bin ich doch unendlich froh, daß du mich gleich mit ins Haus hinein zur Mutter gezerrt hast. Hast du mich wirklich in der langen Zeit nicht vergessen? Es hat mir Tag und Nacht so weh getan, daß du nicht mehr gekommen bist!“ Und er beteuerte mit erhobener Hand: „Glaub mir, mein lieber Schatz, es ist nicht eine Stunde vergangen die ganze Zeit, da ich nicht an dich gedacht, dich nicht herbeigesehnt habe.“ „Du Lieber du“, sagte Marie-Theres und neigte sich ihm entgegen. Sie hatten nicht gerade viel Platz hinter dem Tisch, und ringsum waren die kleinen Fenster, vor die niemand die Vorhängli gezogen hatte; aber sie achteten dessen nicht und küßten sich eng umschlungen.

„Du, was meinst, was machen wir jetzt?“ fragte Marie-Theres. „Ich weiß genau was; jetzt halten wir beide fest zusammen und lassen unser Leben lang nicht mehr los“, lachte Thade glücklich.

Die Mutter in der Küche hatte indessen gekocht und dachte, es wäre bald einmal Zeit. Sie trat in die Stube und wollte den Thade zum Essen rufen. Da bot sich ihr ein gar liebliches Bild: das Marie-Theres in den Armen des Thade. Sie konnte es nicht über's Herz bringen, die Beiden zu erschrecken, ging in die Küche und stellte das Nachtessen an die Wärme. — — — —

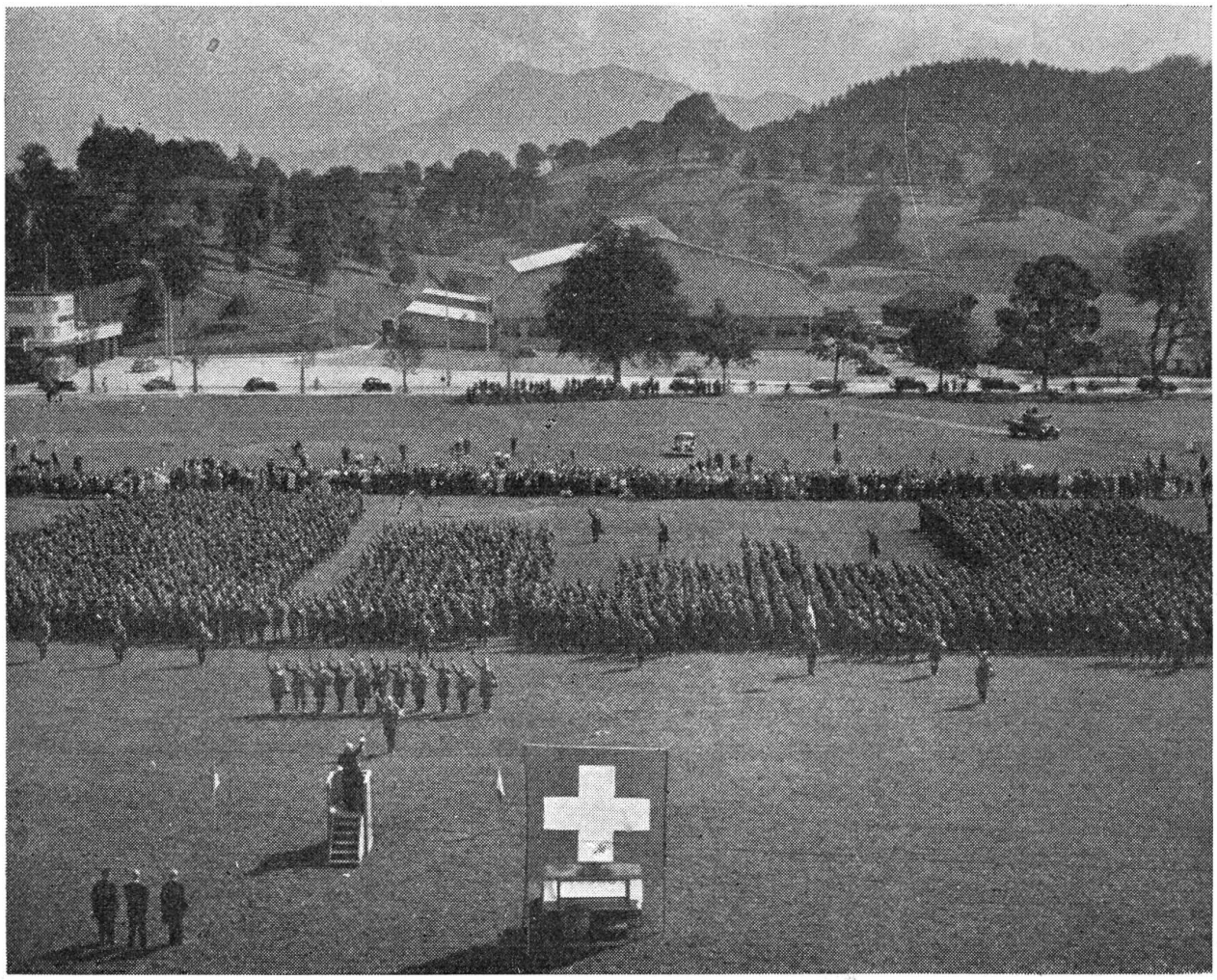
* * *

Der Gigerchlaus mußte nach seiner Heimkehr nie mehr auswärts Arbeit suchen. Auf dem Sunnerain seines Schwiegersohnes war für ihn sein Leben lang Arbeit und gefreute Arbeit genug. Die Mutter war mit dem Marie-Theres mehr als zufrieden. Sie hatte nie geglaubt, daß dieses Mädchen als junge Frau einmal so flink schaffen und werken, so nett und freundlich mit allen Leuten umgehen und ihr so viele kleine und versteckte Freuden bereiten könnte. Am besten zufrieden mit der jungen Frau war der Thade. Jeder Tag war ihm ein Fest. Jede Arbeit, in Einigkeit und Vertrauen miteinander besprochen und angefangen, war ein Segen. Das Marie-Theres half nicht nur Versäumtes nachholen, Erreichbares gewinnen und den Wohlstand mehren, nein, es gab dem

Thade auch das, was mit allem Geld und allem Reichtum nicht gekauft werden kann: den Frieden der Seele, des Herzens Glück und liebe Kinder.

Die Schatten, welche so lange als gewitterschwere Wolken über dem schönen Heimen gestanden, haben sich nun endgültig verzogen. Mit der jungen Frau zog das Glück ein in das Haus, das nun wieder im Glanz der strahlenden Sonne dasteht und mit seinen glitzernden Scheiben weithin leuchtet und blinkt und erzählt vom Glück im Sunnerain.

— Ende. —



„Wir schwören es"

Die Vereidigung des Gebirgs-Infanterie-Regiment 20 (Bat. 47, 45, 44) auf der Allmend Luzern am Sonntag den 3. Herbstmonat 1939.

Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod! als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.